

Rezensionen

**Brenner, Koloman; Erb, Maria; Manherz, Karl (Hg.),
in Zusammenarbeit mit Heinrich J. Dingeldein: Ungarndeutscher
Sprachatlas (UDSA). Südungarn. Erster Halbband. Budapest:
ELTE Germanistisches Institut, 2008. 406 S.**

Die genialsten Dinge in der Welt sind immer einfach, doch der Weg, der zu ihrer Erfindung führt, ist selten leicht. So ist es auch dem hier zu besprechenden Sprachatlas bzw. den an seinem Zustandekommen Mitwirkenden ergangen, denn das Grundkonzept – die synchronisch-diachronische Darstellung des gesamten ungarndeutschen Sprachlebens der drei großen ungarndeutschen Siedlungsräume: Gebiet A (Ungarisches Mittelgebirge), B (Südungarn) und C (Westungarn) als Hauptanliegen der ungarndeutschen Dialektologie – wurde bereits Ende der 1950-er Jahre von Claus Jürgen Hutterer (1930-1997) formuliert. Wegen der knappen Finanzen wurden zunächst Vorarbeiten – Hutterer 1963 über das Ungarische Mittelgebirge, Manherz 1977 über Westungarn – zu den drei großen Sprachräumen durchgeführt, die übergreifende Behandlung des B-Gebiets (Südungarn) stand jedoch aus, deswegen nahm das 2004 gegründete Forschungsteam, welches auch von Heinrich J. Dingeldein (Philipps-Universität, Marburg) unterstützt, sowie von dem Germanistischen Institut der ELTE, der Abteilung ‚Sprachen in Hessen‘ der Philipps-Universität (Marburg), dem DAAD und der Ungarischen Stipendienkommission (MÖB) im Rahmen eines projektbezogenen Forscheraustausches gefördert wurde, letztgenanntes Gebiet in Angriff.

Die Durchführung der von einem Fragebogen mit 600 lexikalischen und syntaktischen Einheiten gesteuerten direkten Erhebungen begann in den Komitaten Tolnau, Branau, Schomodei und in der Nordbatschka. In 134 Ortschaften hatte sie aber schon viel früher begonnen und zwar Anfang der 1960-er Jahre, zunächst unter der Leitung von Hutterer, später wurde sie von Karl Manherz und Katharina Wild mit Hilfe von MitarbeiterInnen und StudentInnen der Universitäten Fünfkirchen und Budapest bzw. vor Ort ansässigen LehrerInnen und Laien fortgesetzt. Die auf diesem Wege in der vertrauten Umgebung der Gewährspersonen erhobenen Bezeichnungen bestimmter Sachbereiche (‚Personen- und Verwandtschaftsbezeichnungen‘, ‚Flora und Fauna‘, ‚Gegenstände des Alltags‘ sowie ‚Speisen‘) wurden mit dem von Hutterer auf die bairisch-österreichische Dialektforschung aufgebauten, leicht lesbaren Transkriptionssystem verschriftet, auf ihre Authentizität hin überprüft und korrigiert. Von den im Fragebogen verzeichneten 250 Lemmata wurden 25 aufgrund nicht verwertbaren Sprachmaterials ausgelassen. Im ersten Halbband finden sich also 225 Lemmata, von denen 76 nicht in Kartenform, sondern aufgelistet im Anhang präsentiert werden, weil zu diesen mehr Karten hätten erstellt werden müssen – mehr als das Volumen des UDSA hätte fassen können.

Der Sprachatlas beinhaltet den unveränderten Nachdruck des Beitrags von Claus Jürgen Hutterer über die „Soziale[n] und kulturelle[n] Grundlagen sprachlicher Raumbildung am Beispiel der ‚Schwäbischen Türkei‘ in Südungarn“ aus dem Jahre 1990. Darüber hinaus findet man darin ein durchnummeriertes Verzeichnis der bearbeiteten Lemmata sowie der dazugehörigen Belegorte, eine für die kartographische Gestaltung der Belege als Grundlage benutzte Waben-Grundkarte von Südungarn, 152 Flächen-Farb-Karten samt Gegenseiten und schließlich die bereits oben erwähnten 76 Lemmata mit erhobenen Belegen, aber ohne kartographische Darstellung.

Die Lemmaselektion, die Ausarbeitung jener Kriterien und Prinzipien, welche der Kategorisierung der Belege sowie der Kartengestaltung zugrunde gelegt wurden, gingen aus der Kooperation von Maria Erb, Heinrich J. Dingeldein und Koloman Brenner hervor. Die Kartengestaltung und ihre graphische Bearbeitung, die Ausformulierung der Anmerkungen, Verweise und Zusatzinformationen und die neue Konzeption des Flächen-Farb-Prinzips, welche durch die Grundfarben und ihre Schattierungen eine Raumbildung auf mehreren Ebenen möglich macht, wurden – mithilfe und dank der technischen Entwicklung im Bereich der EDV-gestützten Kartenherstellung – aber ausschließlich von Maria Erb entworfen. In Südungarn findet sich die größte sprachliche Auffächerung und räumliche Verbreitung der ungarndeutschen Mundarten – man denke nur daran, dass in diesem Raum Fuldisches,

Hessisches, Pfälzisches, Ostfränkisches, Schwäbisches genauso vertreten ist wie mitteldeutsch-oberdeutsche Mischmundarten und dass mehr als die Hälfte der Belegorte in diesem Gebiet zu finden sind. Aus diesem Grund war es nicht einfach, diese typographisch zweckgemäß, aber gleichzeitig auch benutzerfreundlich darzustellen. Aus der Not eine Tugend machend hat Maria Erb sieben Grundfarben (blau, grün, rot, gelb, braun, lila, orange) mit je vier Schattierungen zur Darstellung der lautlichen und/oder morphologischen Varianz der Belege auf der bereits von Hutterer erstellten Waben-Grundkarte mit idealisierten Belegflächen verwendet – und dadurch die Wahrnehmung der räumlichen Unterschiede auf den Karten und damit verbunden die Benutzung des Atlases selbst genial einfach gemacht. Die beachtliche Variation der dargestellten Mundarten auf der lautlichen Ebene zeigt sich z.B. auf den zwei *Bruder*-Karten (S. 73, 75): hier werden die 134 Belege – die Phänomene der Monophthongierung und Rhotazismus sowie Diphthongierung untermauernd – unter den abstrahierten Grundformen *Bruder*, *Bruter*, *Brurer*, *Brüder*, *Bruer* einerseits, sowie unter *Bruder*, *Brueder*, *Brouder*, *Bruader*, *Braorer*, *Brüeder* und *Bruoder* andererseits aufgeführt. Als ein adäquates Beispiel für die Exemplifizierung der Varianz auf der Wortebene kann die Karte *Erbse* (S. 195) genannt werden. Aus ihr wird auf einen Blick ersichtlich, wie vier verschiedene Wortformen samt ungarischer Kontakterscheinung – *Erbse(n)* [hellblau], *Zuckererbse* [dunkelblau]; *Zuckererbes* [hellgrün],

Erbes [dunkelgrün]; *Bohne* [hellrot], *Zuckerbohne* [rot], *Kugelbohne* [dunkelrot]; *borsó* [gelb] – durch die unterschiedlichen Grundfarben und Schattierungen geschickt veranschaulicht werden können.

Bei den Lemmata mit enorm großer Formvarianz wurden zusätzliche Einzelfarben in Anspruch genommen oder die Einzelbelege wurden unter der gleichen Farbe zusammengefasst. Auf jeder Karte werden in der Legende rechts oben die einzelnen (abstrahierten) Leitformen und ihre Varianten (jeweils maximal drei), der Frequenz nach, morphologisch gruppiert aufgelistet. Auf der Gegenseite stehen alle in den Karten verzeichneten Belege mit den Identifikationsnummern ihrer Erhebungsorte, darunter jene Ortspunkte, die ohne verwertbare Belege geblieben sind und schließlich – die Auflösung der Ziffern erleichternd – eine Liste aller Erhebungsorte mit den ihnen zugewiesenen Identifikationsnummern. Unter der Leitform links oben wurden erstens Anmerkungen und Verweise in Bezug auf die Etymologie, Morphologie und Semantik der Belege aufgeführt, zweitens Hinweise darauf, dass bestimmte Belege womöglich wegen der mangelnden Sorgfalt der Exploratoren bei der Abfragung bzw. Transkription verzerrt oder als Spiegelungen von polysemen ungarischen Lexemen dokumentiert wurden. Des Weiteren finden sich hier Zusatzinformationen über die Denotate der abgefragten Lexeme (z.B. lateinische Bezeichnungen der Pflanzen).

Der erste Halbband des UDSA, der als Referenzwerk für die in- und aus-

ländische Sprachinselforschung, Kontakt- sowie Soziolinguistik genutzt werden kann, bietet als solides Quellenmaterial ein einheitliches Basiskorpus sowohl für in erster Linie phonetische und lexikologische als auch für volkskundliche Untersuchungen. Er besitzt darüber hinaus – da durch ihn ein beträchtlicher Ausschnitt des mundartlichen Wortschatzes in Südungarn dokumentiert wird – Sprachdenkmalcharakter, da sich die ungarndeutschen Mundarten wegen der Vertreibung, der langen Diskriminierung nach dem Zweiten Weltkrieg und der nicht mehr aufhaltbaren sprachlichen und ethnischen Assimilation im regressiven Stadium befinden.

Der Weg, der von 1959 – dem Jahr der Zulassung des UDSA als Forschungsprojekt seitens der Ungarischen Akademie der Wissenschaften – bis zum Erscheinen des ersten Halbbandes geführt hat, ist ein langer, durch kürzere und längere Pausen unterbrochener gewesen. Aus diesem Grunde und weil Ciceros Worte „bei jeder Kunst oder Betätigung, bei jeder Wissenschaft oder auch bei der Tugend selbst ist gerade das Beste am seltensten“ („In omni enim arte vel studio vel quavis scientia vel in ipsa virtute optimum quidque rarissimum est“ – *De finibus bonorum et malorum* 2.81) im Falle des UDSA zutreffen, ist der erste Halbband ein wichtiger Meilenstein in der ungarischen Dialektologie geworden.

Zurzeit wird im Germanistischen Institut der ELTE am zweiten Halbband (Lemmata 251-600) gearbeitet, der voraussichtlich im Jahre 2011 erscheinen wird. Diesem werden die weiteren, die

Gebiete A und C darstellenden Bände, entsprechend der Struktur der ersten zwei Halbbände (1-250 Lemmata im

ersten Halbband; 251-600 Lemmata im zweiten Halbband) folgen.

Márta Müller (Budapest)

Wolfgang Butzkamm: Unterrichtssprache Deutsch – Wörter und Wendungen für Lehrer und Schüler. 2. aktualisierte Auflage. Ismaning: Hueber Verlag, 2007. 128 S.

Die 2. aktualisierte Auflage des Bandes „Unterrichtssprache Deutsch“ von Wolfgang Butzkamm erschien 2007 unter dem Motto „Qualifiziert unterrichten“. Der Band leistet in der Tat einen Beitrag dazu, dass der Deutschunterricht von DaF-Lehrenden „qualifiziert“, d.h. auf hohem Niveau stattfindet. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für einen gelungenen Unterricht ist, dass DaF-Lehrer nicht nur über ein differenziertes sprachliches Instrumentarium der deutschen Sprache verfügen, sondern sie diese sprachlichen Mittel im Unterricht auch angemessen einsetzen und im Sinne der Schülerorientierung ihre Schüler als Subjekte in den Unterricht sprachlich einbinden. Unterricht ist ein Ort der echten menschlichen Kommunikation, die mitteilungsbezogen ablaufen soll. An Mitteilungen sind Schüler nur interessiert, wenn sie die Möglichkeit erhalten, sich über Themen zu äußern, die für sie wichtig sind. Der schulische Unterricht vollzieht sich aber unter curricularen und institutionellen Rahmenbedingungen, die von Lehrenden beachtet werden müssen. Der Band von Butzkamm ist in diesem Zusammenhang eine große Hilfe, damit sich

Lehrende in der Welt der Äußerungen im Klassenraum zurechtfinden und zu ihrem „Guten Deutsch“ finden können. Gut bedeutet einerseits einen qualitativen Sprachgebrauch, andererseits, dass die gewählte Sprache bei den Schülern gut ankommt und als Musterbeispiel akzeptiert wird. An dieser Stelle soll hervorgehoben werden, dass Wolfgang Butzkamm als praktizierender Lehrer auf der Basis seiner eigenen Erfahrungen eine Vision von einem Unterricht hat, der menschliche Aspekte und Partnerschaftlichkeit in den Mittelpunkt stellt. Anhand der sprachlichen Realisation seines Unterrichts kann man auf seine „guten“ didaktischen Prinzipien schließen.

Der Band hat sieben Kapitel und einen Anhang. Im ersten Kapitel geht es um die Hauptsprechakte des Unterrichts von der Aufforderung über Verbote, Fragen stellen bis zur Hilfestellung für den Schüler. Die einzelnen Sprechakte werden sprachlich erfasst und kommentiert. Lehrer werden dabei beraten, welches Mittel für welche Situation gebraucht wird. An für Feinheiten besonders wichtigen Stellen, wie beim Gebrauch der Modalpartikel im Dienste einer „effektvollen und leben-

digen Rede“ fungiert der Band als ein kleines Fachlexikon und lenkt die Aufmerksamkeit der Lehrer auf Schwierigkeiten, die durch die Vielfalt und Vieldeutigkeit der sprachlichen Mittel entstehen. Das erste Kapitel bietet auch landeskundliche Aspekte zum Thema „Du oder Sie“, hier werden die beiden Anredeformen in verschiedenen Situationen besprochen. Es werden keine Konventionen oder Vorschriften diesbezüglich vermittelt, sprachliche Äußerungen haben immer einen Empfehlungscharakter, die Entscheidung liegt beim Lehrer, der vor Ort seine Entscheidung treffen und verantworten soll. Das erste Kapitel schließt mit einer Sammlung der Schul-Terminologie, die sprachliche Mittel für Begriffe wie Unterrichtsfächer oder Gegenstände, die man in der Schule braucht, Noten und Zeugnisse sowie Schulorganisation thematisiert. Die weiteren Kapitel (2-7) umfassen sprachliche Mittel für den Unterrichtsablauf, für die Organisation von Sozialformen und von inhaltlicher Arbeit. Besonders großen Wert legt Butzkamm auf die sprachliche Realisierung von Lob und Tadel (Siehe Kapitel 5). In beiden Fällen wird das Standardrepertoire über ein paar Routineausdrücke hinaus erweitert und die Rolle der positiven Einstellung der Lehrer hervorgehoben. Das sechste Kapitel ist den Unterrichtsmedien gewidmet, neben den traditionellen Mitteln werden auch neue Medien wie PC und Beamer thematisiert, ein thematischer Wortschatz wird

angeboten und für die Handhabung finden sich ebenfalls gute Ratschläge. Das letzte Kapitel geht auf spielerische Arbeitsformen im Unterricht ein. Dieses Thema wird mit Recht relativ ausführlich dargestellt, weil Spiele ein erhebliches kommunikatives Potenzial beinhalten, das allgemein noch wenig ausgeschöpft wird. Der Band endet mit einem Anhang, der einen Fragebogen beinhaltet. Er soll die Schüler dazu bringen, sich mit der eigenen Unterrichtssituation zu befassen und ihre persönlichen Ansichten zu äußern. Auf diese Weise kann der Lehrer ein klares Meinungsbild erhalten.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die 2. aktualisierte Auflage des Buches „Unterrichtssprache Deutsch“ von Wolfgang Butzkamm ein wichtiges Handbuch für den DaF-Unterricht ist. Es geht über bloße Fachterminologie hinaus und trägt dem Ausdrucksreichtum, den die Situation „Fremdsprachenunterricht“ bietet, Rechnung. Es geht von Standardsituationen aus, schließt aber auch Arbeits- und Übungsformen ein, die durch moderne Medien und eine kommunikative Didaktik ermöglicht werden. Es enthält Musterdialoge und berücksichtigt neben den Ausdrucksbedürfnissen des Lehrers auch die der Schüler. Das Buch ist allen DaF-Lehrern zu empfehlen, die in ihrem Unterricht Wert auf anspruchsvolle Sprachverwendung legen.

Ilona Feld-Knapp (Budapest)

Cornejo, Renata; Haring, Ekkehard W. (Hg.): Die Geburt der Identität aus dem Geiste der Ambivalenz. Betrachtungen im mitteleuropäischen Literatur- und Kulturkontext. Wien: Praesens, 2008 (= Aussiger Beiträge. Germanistische Schriftenreihe aus Forschung und Lehre, 2). 230 S.

Vorliegendes Buch ist der neue Band des fachgermanistischen Periodikums „Aussiger Beiträge“. Es bietet eine große Auswahl an Beiträgen mit Bezug zum deutsch-österreichisch-tschechischen Kulturraum und bezweckt, über die engen Grenzen der Nationalphilologien hinweg, den wissenschaftlichen Austausch zu fördern. Das Buch besteht aus drei Kapiteln.

Das I. Kapitel enthält dreizehn Beiträge, in denen die Akzente auf einen mitteleuropäischen Kontext mit Orientierung auf Literatur- und Kulturgeschichtliches gelegt werden. Das II. Kapitel bilden elf Rezensionen, die in der gegebenen Rahmenthematik aktuelle Neuerscheinungen besprechen. Informationsreich ist das III. Kapitel, das Berichte über Veranstaltungen der Jahre 2007-08 und über laufende Projekte in der mitteleuropäischen Germanistik enthält.

Interkulturalität kann als Signal aller hier versammelten Beiträge angesehen werden, sie reflektieren ja über unterschiedliche Problembereiche von kulturellen Begegnungen vom 19. Jahrhundert an bis in die Gegenwart.

Fiala-Fürst stellt die 1997 am Lehrstuhl für Germanistik der Palacký-Universität in Olmütz gegründete Forschungseinrichtung „Arbeitsstelle für deutschmährische Literatur“ vor und erörtert literaturtheoretische,

methodologische und ideologische Fragen der deutschmährischen Literatur. Wichtige Problemfelder werden reflektiert: das Nationale, das Territoriale, die Regionalität und die Kanonisierung. Ziel der Arbeitsstelle ist, auf die gemeinsame deutsch-österreichisch-mährische Vergangenheit aufmerksam zu machen. Außerdem beinhaltet der Beitrag auch nützliche und praktische Informationen über eine Datenbank, in der sowohl ein Textkorpus als auch ein Verzeichnis von Konferenzen und Veröffentlichungen enthalten ist.

Höller behandelt Grillparzers Ansichten über Herrschaft und Macht. Er reflektiert zwei Feuilletons von Kürnberger über Grillparzer (1871, 1872), die seiner Meinung nach eine widersprüchliche Rezeption Grillparzers in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bewirkten. Diese Feuilletons hätten nämlich in Bezug auf Grillparzer eine österreichisch-konservative Haltung gegenüber dem aufstrebenden Deutschnationalismus akzentuiert, womit Kürnberger Grillparzers Bruch mit dem damaligen Theaterpublikum erklärte. Durch die Interpretation des Dramas „Libussa“ plädiert *Höller* für Grillparzers Realitätsbewusstsein, da gerade im Schlussbild des Werkes die kommende Entfremdung der Menschen voneinander und von der Natur unter dem

Einfluss des ökonomischen Zeitalters angedeutet wird.

Wozonig wählt die heute eher vergessene österreichische Dichterin Betty Paoli zum Gegenstand ihres Beitrags. Paoli galt zu ihrer Lebzeit als bekannte Verfasserin, die regelmäßig in den literarischen Taschenbüchern und Zeitschriften der Zeit ihre Gedichte und Novellen veröffentlichte. *Wozonig* schildert die ambivalente Rezeption einer ihrer Novellen, die das Missfallen des zeitgenössischen Frauenpublikums erregte. Laut *Wozonig* habe Paoli mit ihrer Protagonistin sehr stark gegen das biedermeierliche Ideal vom „moralischen Geschlecht“ verstoßen.

Partsch stellt den Schriftsteller Oskar Jelinek vor, der im multikulturellen Umfeld der Monarchie aufgewachsen ist. Der Zerfall des Vielvölkerstaates inspirierte ihn zu seinen Novellen, deren Rahmen die mährische Landschaft bildet. Er schenkt dem Konzept der Natur eine besondere Beachtung und verbindet es mit dem Prinzip der Frau. Gerade die in Frage gestellten Werte der Donaumonarchie erhalten im Kontext des mährischen Landlebens eine zeitlose Wertigkeit.

Der Beitrag von *Haring* erörtert die Funktion der Krankheits-Metaphern im zionistischen Diskurs um 1900. Im medizinischen, ideologischen und soziologischen Diskurs wird darauf hingewiesen, wie sich die Idee des Zionismus als Heil wirkende Therapie durchgesetzt und sich allmählich relativiert hat. Die Heilserwartung in der Problematik „jüdische Frage“ wurde von dem physischen Körper allmählich auf größere Zusammenhänge aus-

geweitet. Diese Entwicklung wird von *Haring* in seinem Beitrag detailliert nachvollzogen.

Trapp und *Kováříkova* untersuchen in ihrem Beitrag die Erzählung des in New York lebenden böhmischen Schriftstellers Johannes Urzivil. Das Werk des Schriftstellers scheint stark biografisch geprägt zu sein. Zu einem seiner Verdienste zählt es sicherlich auch, den böhmischen Kulturraum, der dem Westen wegen des Eisernen Vorhangs unzugänglich war, im europäischen Gedächtnis bewahrt zu haben. Außerdem schätzen die Verfasser des Beitrags an Urzivil die Fähigkeit, eine topografische Hermeneutik zu erschaffen, welche es ihm ermöglichte, die kulturelle und soziale Physiognomie eines Raumes authentisch zu erfassen.

Wagner behandelt in seinem Beitrag Franz Kafkas chinesische Geschichten. Er problematisiert die Referenzialität der Texte, indem er das Verhältnis zwischen literarischem Text und kulturellem Kontext als konstitutiv, als vitale Funktion literarischen Schreibens auffasst. Er geht auf zwei Probleme ein. Einerseits, wie ein Kontakt im Sinn einer Beziehung zwischen ästhetischen Strukturen und historischem Wissen beschreibbar ist und andererseits, wie sich ein ästhetischer Text als Veränderung oder Bereicherung historisch ausdifferenzierter Wissensordnungen begreifen lässt. Das ist ein neuartiger Zugang zum Problembereich der Interkulturalität; das Konzept von *Wagner* erscheint sehr überzeugend.

Storck interpretiert im nächsten Beitrag die Grundspannung in Rilkes Leben, die sich aus seiner Herkunft als

Österreicher und Böhme erfassen lässt. *Storck* versucht nachzuweisen, dass dieser für Rilke so prägende Widerspruch eher eine Zweiseitigkeit bezeichnet. Nach dem Untergang der Monarchie bezeichnete Rilke selbst das Österreichische als utopisch und neigte dazu, sein Vaterland mit Böhmen zu identifizieren. In dieser Hinsicht ist Rilkes Hochschätzung Masaryks, des Präsidenten, vielsagend.

Němec wählt ein vieldiskutiertes Werk zum Thema seines Beitrags. Der 1922 veröffentlichte Roman „Die Stadt ohne Juden“ von Hugo Bettauer, der häufig zur Trivialliteratur gezählt wurde, beschreibt die Bildung einer neuen österreichischen Identität nach 1918. *Němec* analysiert aus der Perspektive der Fremdheit die zahlreich verwendeten Stereotype und behauptet, der Roman sei sowohl ein wichtiges Zeitdokument als auch ein Vorgänger, der die Habsburger Monarchie verkäufenden Literatur der 1930er Jahre.

Eder setzt sich in seinem Beitrag mit der Funktion des Schelmischen in Brechts Stück „Schwejk im Zweiten Weltkrieg“ auseinander und behauptet, dass Brecht bei der Aktualisierung einer literarischen Tradition die Gefährdung der Identität als täuschendes Spiel der Naivität tarnt. In Brechts Adaptation bringt Schwejk die Probleme des kleinen Mannes sowie die der Exilanten in jenen Zeiten zum Ausdruck, in der das scheinbar harmlose Sprechen und Lachen Formen des Widerstandes verkörpern. *Eder* kommt zur Schlussfolgerung, dass mit seinem Schwejk-Drama Brecht die Möglichkeiten exilierter Literatur reflektiert hat.

Der Beitrag von *Cornejo* setzt sich zum Ziel, den Begriff „interkulturelle Literatur“ im Zusammenhang von Chiellinos Konzept der „Topographie der Stimmen“ zu überprüfen und die deutsch schreibenden Autoren der ehemaligen Tschechoslowakei innerhalb dieses Entwurfes zu positionieren. Darum setzt sich *Cornejo* kritisch mit Chiellinos Konzept auseinander. Schließlich wird an einer Erzählung von Katja Fusek das interkulturelle Potenzial auf Grund von Chiellinos Kriterien behandelt und die ursprünglichen zwei Kriterien (die Erzählperspektive und die Sprachlatenz) durch weitere von Blioumi ergänzt.

Ecker stellt im letzten Beitrag des Bandes den deutschen Schriftsteller Bernhard Setzwein vor und erörtert, wie der Autor sein Mitteleuropa-Projekt an einer seiner Erzählungen literarisch entfaltet. *Ecker* weist nach, wie Setzwein die verschütteten Erinnerungen an mitteleuropäische Kulturtraditionen im kollektiven Gedächtnis der deutschen Leser der Gegenwart aktivieren möchte, indem er thematisiert, dass der Handlungsort das kollektive Gedächtnis eines Raumes nicht nur topografisch abbildet, sondern auch ein geistiges Zentrum mitteleuropäischen Denkens symbolisiert.

Mit seinen vielfältigen Ansätzen und Forschungsrichtungen stellt der Band einen überaus wertvollen Beitrag zur Erforschung der Literatur im deutsch-österreichisch-tschechischen Kontext dar.

Anikó Zsigmond (*Veszprém*)

**Eichinger, Ludwig M.; Plewnia, Albrecht (Hg.):
Das Deutsche und seine Nachbarn. Über Identitäten und
Mehrsprachigkeit. Tübingen, Gunter Narr Verlag, 2008
(= Studien zur Deutschen Sprache 46). 184 S. mit CD-ROM.**

Das Deutsche befindet sich – geographisch betrachtet – in unmittelbarer Nachbarschaft zu den slawischen und romanischen Sprachen und wurde durch den Kontakt mit diesen Sprachen in starkem Maße mitgeprägt.

Der vorliegende Sammelband spannt, nicht nur unter dem Aspekt des Deutschen als Kultursprache und seines komplexen Beziehungsgefüges mit anderen Sprachen und Kulturen, sondern auch aus zeitlicher Perspektive einen weiten Bogen: Er bietet einen mehrere Jahrhunderte umfassenden Überblick über den geschichtlichen Verlauf, in dem das Deutsche verschiedene Rollen in mehrsprachigen Gesellschaften spielte und heute noch spielt.

Der Sammelband beinhaltet die Vorträge der vom Institut für Deutsche Sprache Mannheim gestalteten wissenschaftlichen Sektion des vom Goethe-Institut Berlin im Juni 2007 veranstalteten Festivals „Die Macht der Sprache“. Auf der beigefügten CD-ROM befinden sich zudem hochinteressante und auch im Unterricht in der Auslandsgermanistik sehr gut einsetzbare Zusatzmaterialien.

Der Sammelband enthält acht vom Thema her sehr unterschiedliche Beiträge. Im ersten Beitrag (S. 13-29) gewährt uns *Ludwig Eichinger* eine weite Perspektive auf das Deutsche. Ausgehend von der geographischen Lage des deutschen Sprachraums zeigt er einige typologische Charakteristika

des Deutschen und ortet es als europäische Sprache, die den „Platz in der Mitte einnimmt“ (S. 22). Dies wird noch deutlicher, wenn man einige typologische Besonderheiten betrachtet, denn das Deutsche konnte von den „im europäischen Raum gängigen Kodierungsgewohnheiten eine eigene Lösung [wählen], die beide typologischen Optionen nutzt, die mehr Reihenfolgebasierte und syntaktische des Westens und die weniger Reihenfolgeorientierte und flexivische Option, die der Osten präferiert“ (S. 23). Die angeführten Textausschnitte demonstrieren die sprachliche Identitätsfindung des Deutschen im Laufe der Jahrhunderte.

Norbert Richard Wolf widmet sich in seinem historisch fokussierten Beitrag „Pädagogik und Aufklärung am Beginn des Deutschen als National- und Kultursprache“ (S. 31-42) der Frage, welcher steinigere Weg zur Entstehung von Nationalsprachen (und -kulturen) führte, welcher längerer Prozess notwendig war, um auf den Grundlagen der Tradition spätmittelalterlicher Sprachphilosophie Sprache, Kultur, Religion und Politik in ein gemeinsames Konzept zu bringen. Hierbei waren die Forderungen von *Ratichius (Wolfgang Ratke)*, in den Schulen das Deutsche als erste Sprache zu unterrichten und das Deutsche zur Sprache der Wissenschaft zu machen, sowie die Forderungen der Sprachgesellschaften und Akademien aber auch von Leibniz wichtige

Stationen jenes mindestens zwei Jahrhundert dauernden Prozesses, in dem die zentralen Argumente zum Wert des Deutschen als National- und Kultursprache begründet wurden.

Das bürgerliche 19. Jahrhundert bedeutet im Entwicklungsprozess der deutschen Sprache einen ganz wichtigen Abschnitt. *Angelika Linke* thematisiert in ihrem Beitrag (S. 43-61), dass „die Standardisierung des Deutschen doch eng mit der kulturellen Selbstermächtigung der sozialen Formation des (Bildungs-)Bürgertums des späteren 18. sowie des 19. Jahrhunderts verbunden“ war (S. 58). Am Beispiel der amüsanten „linguistischen“ Geschichte mit dem Titel „Die Liebe im Dativ“ (erschienen im Oktober 1869 in der Literatur- und Kunstzeitschrift „Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft“) lässt sich die „soziale Funktionalisierung bürgerlichen Sprachbewusstseins im 19. Jahrhundert“ (S. 58) erschließen. Hierbei geht es um das „bevorzugte soziale-semiotische Medium des Bürgertums“, um die Sprache, die schlicht und einfach als „falsch“ oder „richtig“ beurteilt wurde. Die Standardsprachlichkeit war demnach das Symbol von Identitätsbildung und sozialer Integration, aber auch Medium der Abwehr und des Ausschlusses von unterbürgerlichen Schichten.

Nach der obigen vergangenheitsbezogenen Auseinandersetzung mit der Sprachentwicklung wendet sich *Jürgen Spitzmüller* einem immergrünen Thema zu. In seinem Beitrag „Sind wir noch Deutsche?“ Der deutsch-englische Sprachkontakt als Thema des öffentlichen Diskurses in der Gegenwart“ (S.

63-82) geht es um die Auseinandersetzung der Deutschen mit ihrer Sprache: um den seit Mitte der 90er Jahre erneut heftigen öffentlichen Diskurs über den Einfluss des Englischen. Der Beitrag fokussiert auf die Diskursgeschichte selbst, sowie auf die sprachtheoretischen Grundlagen des Diskurses, wobei hier ein besonderes Augenmerk auf die zugrunde liegenden Sprachbegriffe und Sprachfunktionen gelegt wird. Wichtig sind dabei die soziolinguistischen Positionen, in denen der Zusammenhang zwischen sozialer Identitätsbildung, Sprachgebrauch und Spracheinstellungen beleuchtet wird.

Ein wichtiger Aspekt kommt in der Gegenwart der Migrationslinguistik zu, in der das Eigene und das Fremde in einem Mehrsprachigkeitskontext kommunikativ und kognitiv organisiert werden muss. *Rosemarie Tracy* und *Doris Stollberg* untersuchen in ihrem Beitrag „Nachbarn auf engstem Raum“ (S. 83-107) die Sprache und den Sprachgebrauch von in die USA emigrierten Deutschen (erwachsene Zweitsprachler), mit denen sie mehrere Interviews durchführten. Die Kooperation und/oder die Konkurrenz der zwei Sprachen, die Phänomene und Mechanismen des Code Switching ergeben pragmatisch und diskurslinguistisch interessante kontaktologische Erkenntnisse, nicht nur über den Sprachgebrauch dieser Menschen, sondern auch über ihre soziale Identität und ihre Interaktionsstrategien. In dieser Hinsicht ist es unbedingt lohnenswert, die hierbei gewonnenen Ergebnisse mit denen aus ähnlichen Situationen (z.B. Sprachinsel-

situationen in Mitteleuropa) zu vergleichen.

Nach einem Einblick in die individuelle Mehrsprachigkeit des vorigen Aufsatzes führt uns *Hans Goebel* mit seinem Beitrag „Sprachenvielfalt und Sprachenpolitik in der Spätphase der Donaumonarchie (1848-1918)“ (S. 109-133) ein schönes Beispiel der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit vor. Es geht hierbei um eine spezifische historische Konstellation, die k.u.k.-Zeit. Obgleich eine relative Stabilität der fast ein Dutzend Sprachen und Kulturen in der Monarchie zu funktionieren schien, geriet das ganze System in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in eine schwere Krise, zu deren Lösung vor allem – nicht immer gut überlegte – sprachpolitische Entscheidungen geführt hatten. *Goebel* hebt die kontroverse Haltung der westlichen und östlichen Monarchiehälften sowie die Einstellung zu den Sprachen hervor, die nicht einfach als „Fremd-“, sondern auch als „Feindessprachen“ empfunden wurden.

Am Beispiel von „Belgien: offizielle Einsprachigkeit, individuelle Mehrsprachigkeit“ zeigt uns *Heinz Bouillon* (S. 135-155) Deutsch als eine Minderheitensprache. Der Sprachenstreit zwischen den Flamen und den Franzosen ist aus der Geschichte wohl bekannt – in dieser Konstellation musste sich die relativ kleine deutschsprachige Gemeinschaft Ostbelgiens ihre eigene Position erkämpfen. Die Sprache wurde in diesem Streit zwischen den zwei großen Sprachgruppen zum Träger ethnischer Identitätskonzepte: „Etliche Belgier finden immer eine Lösung, an

die noch niemand gedacht hatte.“ (S. 153).

Abschließend stellt *Werner Hauck* in dem Beitrag „Sprachenrecht und Sprachstrategien der Schweiz“ (S. 157-184) die sprachliche und sprachpolitische Situation der Schweiz dar. Mit der viersprachigen Schweiz wird ein Modell gezeigt, das auf gegenseitigem Respekt der Sprache und Kultur, auf Partnerschaftlichkeit, dem Territorialitätsprinzip und dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit beruht. Bislang scheinen sich die Grundsätze des schweizerischen Sprachenrechts bewährt zu haben, „es hat sich gezeigt, dass ein rücksichtsvoller partnerschaftlicher Umgang mit den kleineren Sprachgemeinschaften sich in jeder Hinsicht lohnt“ (S. 176). *Hauck* plädiert für die Integration und die Partizipationsmöglichkeiten der Ausländer in der Schweiz und vor allem dafür, dass „die gegenseitige Verständigung zur Selbstverständlichkeit wird“ (S. 177).

Der Sammelband schließt mit seinen interessanten und zeitlich weit gespannten Beiträgen eine Lücke in unseren Germanistikstudien über die Sprach- und Kulturgeschichte sowie die Kontaktologie des Deutschen. Er vermag zu zeigen, dass die sprachlich-kulturellen Kontakte in- und außerhalb eines Sprachgebietes immer schon interdisziplinär zu betrachten sind. Wenn man sich mit der deutschen Sprache und Kultur und deren Verbreitung im Ausland beschäftigt, tut man gut daran, diese Gedanken auch mit Studentinnen und Studenten zu diskutieren, um ihren Bezug zur Gegenwart gemeinsam aufzudecken. Die klare

Struktur und gute Lesbarkeit des Bandes sowie sein theoretischer und praktischer Wert lassen ihn als Pflichtliteratur für Lehrende und Studierende als auch für interessierte Laien geeignet

erscheinen, dem ein vornehmer Platz in jeder germanistischen Bibliothek gebührt.

Knipf-Komlósi Elisabeth (Budapest)

„ein forgotten Writer“ und seine Rückkehr. Hans-Harald Müller: Leo Perutz. Biographie. Wien: Zsolnay, 2007. 404 S. – Tom Kindt/ Jan Christoph Meister (Hg.): Leo Perutz' Romane. Von der Struktur zur Bedeutung. Mit einem Erstabdruck der Novelle „Von den traurigen Abenteuern des Herrn Guidotto“. Tübingen: Niemeyer, 2007 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte, Bd. 132). 204 S. – Karin Becker: Mit antikem Material moderne Häuser bauen. Zur narrativen Konzeption von Leo Perutz' historischem Roman „Nachts unter der steinernen Brücke“. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2007 (Chironeia. Die unwürdigen Künste. Studien zur deutschen Literatur seit der frühen Moderne, Bd.3). 140 S.

Nicht nur Bücher, sondern auch Autoren haben ihr Schicksal: Leo Perutz (1882-1957), dem aus Prag stammenden und im Wien der Vor- und Zwischenkriegszeit zum Verfasser berühmter und vielgelesener Werke gewordenen jüdischen Autor ist es widerfahren, dass er nach dem Anschluss und dem Zweiten Weltkrieg ein „vergessener Schriftsteller“ wurde – wahrscheinlich deshalb, weil er im palästinensischen Exil in Tel Aviv von Europa und damit von seiner geistigen Heimat abgeschnitten leben musste und vor allem, weil diese geistige Heimat, die k.u.k.-Monarchie, in der er intellektuell und persönlich aufwuchs und tief verwurzelt blieb, längst verschwunden war. Perutz' (Wieder-)Entdeckung

setzte in den 1980er Jahren ein, als der Hamburger Germanist Hans-Harald Müller auf die Spuren des dem literarischen Gedächtnis entschwundenen Autors kam und begann, seine Werke neu herauszugeben, ihn durch eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main 1987 einem breiteren Publikum bekannt zu machen und in Nachworten, Aufsätzen sowie in einem 1992 in der Beck'schen Reihe „Autorenbücher“ erschienenen Monographie zu würdigen. Die zum 50. Todestag von Perutz beim Zsolnay-Verlag neu herausgekommene umfangreiche Biographie bildet demgemäß die Summe der langjährigen Untersuchungen von Müller, der hier versucht, das Leben und das Schaffen miteinander

verschränkt darzustellen und dadurch ein Gesamtbild von Autor und Werk zugleich zu liefern. Kein leichtes Unterfangen, zumal Perutz keine direkte Verbindung zwischen seinem Leben und seiner Werke wissen wollte und wenig Dokumente hinterliess, die zu einer „Künstlerbiographie“ tauglich gewesen wären. So geht Müller den mühsamen Weg der Rekonstruktion des Lebens aus vorhandenen Aufzeichnungen, Briefen, Notizbüchern, Rezensionen und einigen neu erschlossenen Quellen, die jedoch wenig zum literarischen Schaffen hergeben, wie dies der Biograph, seine Arbeitsmethode reflektierend, selbst mehrmals feststellt: „Wie seine Notizbücher sich auf das Faktische konzentrieren, sind seine Briefe meist auf Mitteilungen über den Alltag beschränkt“ (S. 11). Die Biographie folgt den Lebensstationen von den Spuren der Familie und der Prager Kindheit über Studien, den Beruf als Versicherungsmathematiker, das gesellige Leben in Wien, Freundeskreis und Familienleben, literarische Erfolge bis zur Auswanderung nach Palästina, dem dortigen Leben und den letzten Lebensjahren mit jährlichem Aufenthalt in Österreich. Es zeichnet sich ein Leben ab, wie es zahlreiche Intellektuelle der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit in Wien und der Monarchie (und den Nachfolgestaaten) führten: Perutz' Schicksal – und das seines Freundes- und Bekanntenkreises, dessen sich auf Perutz beziehenden Dokumente von Müller bearbeitet werden – könnte als Paradigma vieler Schicksale in einer zuerst blühenden, dann sich verdunkelnden geistigen Atmos-

phäre gedeutet werden. Die genaue Dokumentation ist ein großes Verdienst der Biographie, zugleich aber hätte sich der Leser gerne eine tiefer gehende Einbettung Perutz' in die Kultur und Literatur der Zeit gewünscht: Obwohl der Biograph die Freundes-, Liebes- und gesellschaftlichen Beziehungen, die Verlagsverbindungen u.a.m. umfangreich dokumentiert, hält er sich – aus selbstgewähltem methodischem Prinzip – eben in der Herstellung der vielfachen politischen, ideologischen, ästhetischen, literarischen Querverbindungen zurück, die Perutz' Person (und Werk) für die Nachwelt besonders interessant und aufschlussreich machen könnten. Erfreulicherweise enthält sich der Biograph der Darstellung der Perutz'schen Werke, Romane und Erzählungen nicht: Die spannendsten Seiten der Biographie sind Müllers kurze Werkanalysen, die er, nachdem er ihnen in seinen Nachworten und anderen Aufsätzen vorgearbeitet hatte, neben den detaillierten Veröffentlichungsgeschichten und ihrer Publikation chronologisch folgend in die Biographie einbettet. Es zeichnet sich das Bild eines Schriftstellers ab, der die narrativen Mittel des „modernen“ Erzählens souverän beherrschend, in seinen mit phantastischen Elementen durchdrungenen, teilweise zeitgenössisch, teilweise historisch geprägten Romanen und Erzählungen die Problematik des Ich, die Spaltungen des modernen Individuums mit einer ungebrochenen Fabulierkunst – und das wäre seine Eigenart – mit spezifischen narrativen Verfahren verarbeitet. Perutz' Prophezeiung über seine „Auferstehung

in 40 Jahren“ ist erfüllt worden und Müller schliesst seine Biographie mit Recht mit der Feststellung: „Heute werden Perutz' Romane fast überall auf der Welt gelesen, die Wissenschaft widmet ihnen Aufmerksamkeit und viele Interpretationen – Perutz ist ein moderner Klassiker geworden“ (S. 370), den viele Intellektuelle und Künstler wie Theodor W. Adorno, Alfred Hitchcock oder Ian Fleming und Jorge Luis Borges, aber auch einige unserer Zeitgenossen mit Recht hochschätzten.

Die wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Perutz dokumentieren zwei weitere Bände, die ebenfalls im 50. Todesjahr von Perutz (wohlgemerkt: das ist zugleich sein 125. Geburtsjahr) erschienen sind. Der von Tom Kindt und Jan Christoph Meister herausgegebene Sammelband, der auf eine 2003 in Hamburg veranstaltete Tagung zurückgeht, widmet sich den Romanen von Perutz und setzt sich – wie die Herausgeber in ihrer Einleitung betonen – zwei Ziele: Einerseits dient er „der wissenschaftlichen Einführung in das Werk des österreichischen Schriftstellers Leo Perutz“, andererseits hat er „eine theoretische Zielsetzung: Er soll eine bestimmte Umgangsweise mit literarischen Texten anschaulich vorstellen, ihr methodisches Profil erhellen und ihr interpretatives Potenzial verdeutlichen. [...] Der Band lässt sich insofern als Plädoyer für eine strukturalistisch informierte Hermeneutik verstehen“ (S. 1). Die Autoren des Bandes, die mehr oder weniger in den Umkreis der Hamburger Forschergruppe „Narratologie“ gehören, behan-

deln je einen der zehn Romane von Perutz in der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung, informieren über die Entstehungsgeschichte, analysieren ihre narrative Struktur und liefern Ansätze zu ihrer Interpretation. Die einzelnen Beiträge setzen jeweils andere Akzente: Hans-Harald Müller bezeichnet den ersten Perutz-Roman „Die dritte Kugel“ als „»alternative[n]« historische[n] Roman“ (S. 11), betont aber vor allem die eigenartige narrative Konstruktion, die durch Einrahmungen, metaleptische Grenzverschiebungen mehrdeutige interpretatorische Rätsel aufstellt, deren (Auf)Lösung nur durch einen willkürlichen Deutungsakt möglich wäre. Perutz gelingt es mit seinem Erstlingswerk, das Thema der „Krise des Ich“ durch „eine schwer zu überbietende Konstruktionsleistung“ (S. 20) zu gestalten. Matías Martínez analysiert den Roman „Zwischen neun und neun“, der Perutz den ersten grossen Erfolg brachte, als eine narrative Darstellung eines Sterbeprozesses, der sich erst am Ende des Leseprozesses als „eine bloße Sterbephantasie“ (S. 27) enthüllt, er problematisiert Lesarten, die das Werk als phantastischen Roman oder als unzuverlässiges Erzählen deuten und rechtfertigt die „paradoxe Logik des Erzählens“ (S. 32) als Befriedigung einer „existentielle[n] Neugier“, „vom Sterben aus der Innensicht des Sterbenden“ (S. 33) zu erzählen. Wilhelm Schernus konzentriert sich in der Analyse des Romans „Der Marques de Bolibar“ auf die Konstruktion fiktiver Herausgeberschaft sowie die Verschränkung von Rahmen- und Binnengeschichte, auf die Frage der Zuverlässig-

keit des Herausgebers und kommt zum Schluss zur Feststellung eines durch „die tief versteckte und intermedial vermittelte Anspielung auf Walter Scott“ (S. 48) zustande kommenden Spiels des Autors Perutz mit Leserwartungen gegenüber dem historischen Roman. Fotis Jannidis liest den Roman „Der Meister des jüngsten Tages“, der als spannende und durch die narrative Technik mehrdeutige Kriminalgeschichte lesbar ist, von der Annahme eines fixierten Interpretationspostulats ausgehend „als Umgangsweise mit der Schuld und Qual“ (S. 67). Tom Kindt untersucht die ethische Dimension im Roman „Turlupin“ und kommt zur Feststellung, Perutz verarbeite in diesem Roman ebenfalls die „Krise des Ich“ als „die Frage der Identität als Problem der Selbstannahme“ (S. 77), indem er sich des Verfahrens erzählerischer Unzuverlässigkeit bedient. Michael Scheffel analysiert „Wohin rollst du, Äpfelchen...“ als „Heimkehrergeschichte der besonderen Art“ (S. 81) mit einem akribischen narratologischen Instrumentarium, die „die Frage nach dem Verhältnis des Menschen zur Zeit und damit ein Problem [aufgreift], das letztlich an die Grundfesten des Menschseins rührt“ (S. 93). Der 1933 erschienene und den Mechanismus von Massenpsychose und diktatorischem Herrschaftsanspruch thematisierende Roman „Sankt Petri-Schnee“ wird von Ulrich Baron als eine Geschichte interpretiert, die die (Re-)Konstruktion von Wirklichkeit durch verunsicherte Erinnerungsprozesse erzählt. Simone Winko stellt die Prozesse und Verfahren der Emotions-

vermittlung, die die Forschung bislang nicht intensiv erforscht hatte, die aber „neue Interpretationsperspektiven eröffnen“ (S. 119) können, in den Mittelpunkt ihrer Analyse des Romans „Der schwedische Reiter“. Der Novellenroman „Nachts unter der steinernen Brücke“, an dem der Autor 27 Jahre gearbeitet und den er erst 1951 beendet hatte, bildet eine besondere Variante von Perutz' Romanschaffen. Er mischt den historischen Themenkreis (das jüdische Prag von Rudolf II. und das Verschwinden der alten Judenstadt um die Jahrhundertwende) mit phantastischen und sagenhaften Elementen und vereinigt die Einzelnovellen – wie dies Jan Christoph Meisters Analyse genau belegt – durch vielfach verbundene Motive von Macht und Glück, Christentum und Judentum, Kunst und Liebe sowie durch narrative Verfahren zu einem kohärent lesbaren Ganzen. Perutz' letzter Roman, „Der Judas des Leonardo“, verrät für Oliver David Krug – trotz der konsequenten Weigerung des Autors Perutz, seine Werke biographisch zu lesen – viel von seiner Kunstauffassung, „die sich in der Konzeption des Romans selbst niederschlägt“ (S. 141). Der Band enthält neben den Analysen eine bisher unveröffentlichte, um 1909 entstandene Erzählung von Perutz unter dem Titel „Von den traurigen Abenteuern des Herrn Guidotto“, die, wie Hans-Harald Müller in seiner Perutz-Biographie feststellt, „zahlreiche auch für Perutz' spätere Arbeiten charakteristische Motive und Eigentümlichkeiten“ (Biographie, S. 50) enthält. Abgerundet wird der Sammelband mit einer von

Michael Mandelartz zusammengestellte Bibliographie, die sowohl Primär- wie auch Sekundärliteratur zu Perutz umfasst und der weiteren Forschung dienlich sein kann. Letzten Endes liefert der Band ein facettenreiches Bild von Leo Perutz, der thematisch sowohl der Prager deutschen Literatur als auch der Wiener Jahrhundertwende und Zwischenkriegszeit, auf Grund der Besonderheiten seines Erzählens der modernen Erzählliteratur des 20. Jahrhunderts zuzuordnen ist. Seine Romane gehören einerseits „zur unterhaltenden Literatur – und zwar zur komplexesten und bestgemachten, die nicht nur die deutschsprachige Tradition zu bieten hat“ (S. 120), andererseits ist die Feststellung vielleicht auch nicht allzu gewagt, „dass wir es in Perutz mit einem Erzähler vom Range eines Broch, Musil oder Ernst Weiß zu tun haben“ (S. 1) – oder auch (und eher) eines Schnitzler, den Perutz selbst mit viel Anerkennung für seine Novelistik würdigte.

Karin Beckers schmales Buch liefert eine eingehende Analyse von „Nachts unter der steinernen Brücke“ und nimmt die narrativen Charakteristika vorerst in einem Analyseteil unter die Lupe, um im Interpretationsteil Überlegungen über Perutz' Werk als eine besondere Form des historischen Romans zu deuten. Die Autorin kennt und sichtet die einschlägige Fachliteratur über Perutz und verwendet – mit ihren dazu gegebenen Erörterungen manchmal zu weit ausholend – die auf der „klassischen“ Narratologie beruhenden Analysekategorien und Verfahren. Sie arbeitet ein wenig

mechanisch die Beschreibung der formalen Gestaltung des Textes ab. Fragen der Rahmenkonstruktion, der Ebenen der Erzählung, der Erzählinstanz, der Fokalisierung, der raumzeitlichen Koordinaten und der Verknüpfung der Episoden sowie ihrer Ereignisse, die bei der Herstellung narrativer Kohärenz eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, werden sorgfältig behandelt, wobei die Autorin die internen Querverbindungen der Episoden feststellt, eine Fabel rekonstruiert und eine durch das nicht-chronologische Erzählen zustande kommende „Rätselstruktur“ (S. 61) diagnostiziert. Nachdrücklich wird auch das Thema der Gattung und der Gattungsstrukturen untersucht, und Becker behauptet, dass „Nachts unter der steinernen Brücke“ „Baupformen der verschiedensten Gattungen auf den verschiedenen Ebenen seiner Textstruktur“ (S. 68) kombiniert, so dass die Fabel (die Liebesgeschichte zwischen Rudolf II. und der schönen Esther) die Struktur eines fünfaktigen Dramas, einer Tragödie aufweist, indem sich das Ganze jedoch eher als Novellenroman bezeichnen ließe. Letzten Endes wäre aber – so Beckers Bilanz – „keine eindeutige, strukturelle Gattungsbezeichnung zu finden“, denn „[d]ie verschiedensten Gattungsmuster werden ‚anzitiert‘, aber nie ganz erfüllt“ (S. 77). Zuletzt wird auch die Frage des historischen Rahmens und der historischen Elemente der Binnengeschichten in „Nachts unter der steinernen Brücke“ diskutiert, indem die Autorin Perutz' Roman zu dem Typ des ‚anderen‘ historischen Romans mit freiem Umgang mit Geschichte und der

eigenen Fiktionalität zuordnet: Perutz' Werk betont damit die Komplexität und Diskontinuität von Geschichte, ihre Zersplitterung in individuelle ‚Geschichten‘ und Perspektiven, sowie eine Vieldeutigkeit und Unsicherheit aller historischen Rekonstruktion aus Erinnerung und reflektiert durch seine narrative Struktur zugleich auch „den unausweichlichen Konstruktionscharakter“ (S. 127) von fiktionaler Erzählung und Historiographie. Beckers Studie schließt sich dem Tenor der Perutz-Forschung an und trägt – anderen folgend – auch zur weiteren Klärung des analysierten Werks bei.

Die in letzter Zeit erfreulicherweise intensivierte Rezeptionsgeschichte von Perutz zeigt wohl, wie kompliziert, durch historische, soziale und ästhetische Faktoren vielfach bestimmt, literarische Kanonisierungsprozesse vor sich gehen, Wertungen und Umwertungen beeinflussen: Die analytische Auseinandersetzung mit Œuvres wie dem von Perutz kann solche Prozesse wohl vorantreiben und eine differenzierte Geschichte des Erzählens im 20. Jahrhundert im Rahmen einer theoretisch fundierten historischen Narratologie erlauben.

Magdolna Orosz (Budapest)

**Erb, Maria; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.):
Tradition und Innovation. Beiträge zu neueren ungarndeutschen
Forschungen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2007
(= Ungarndeutsches Archiv 9). 326 S.**

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Minderheitenthemen wird für viele Forscher neben der in vielen Fällen bereits gegebenen, von Haus aus mitgebrachten persönlichen Betroffenheit gewiss durch die Tatsache immer attraktiver, dass man einerseits aus vielen Forschungsrichtungen, andererseits die Vorteile der Interdisziplinarität nutzend an dieses äußerst komplexe Gebiet herangehen kann. Eine bunte Palette von wissenschaftlichen Interessen findet man auch in dem Band „Tradition und Innovation“, der „nach Intention der Herausgeber einen Überblick über die gegenwärtigen Forschungsrichtungen und neuesten

Forschungsergebnisse in diesem Bereich“ (S. 8) bieten soll.

In den Beiträgen einiger namhafter Forscherpersönlichkeiten – die Autoren sind Wissenschaftler und/oder Lehrkräfte an verschiedenen Universitätsinstituten oder sonstigen Forschungs- und Bildungseinrichtungen – werden medienwissenschaftliche, soziologische, soziolinguistische, psycholinguistische, kontaktlinguistische sowie systemlinguistische, phonetische und wortbildungsmorphologische Fragestellungen aufgeworfen. Das Buch enthält insgesamt zehn Beiträge, es handelt sich hierbei zumeist um die schriftliche Fixierung empirischer For-

schungsergebnisse. Die vorliegende Rezension folgt der Logik bzw. Reihenfolge der einzelnen Aufsätze und Themenkreise, wobei anzumerken ist, dass der Band selbst, vermutlich wegen der bereits erwähnten thematischen Heterogenität, im Gegensatz zu der vorliegenden Rezension, nicht in Abschnitte bzw. Kapitel gegliedert ist.

Der erste Schwerpunkt des Sammelbandes liegt mit dem Beitrag von *Edit Altbäcker* (S. 9-54) auf der Untersuchung und kritischen Bewertung der ungarndeutschen Medienlandschaft, mit besonderer Berücksichtigung der Wochenzeitschrift „Neue Zeitung“. Als Ergebnis der Auswertung von Leserbriefen aus den Jahren 1992-1997 und aus den feststellbaren Tendenzen, die sich in den darauf folgenden Jahren zeigten, wäre es, nach Meinung der Autorin, aufgrund der „Schrumpfung der Leserguppe und der Verstärkung der kritischen Stimmen“ (S. 45) nötig, dass die Neue Zeitung, aber auch die anderen ungarndeutschen „Medien mehr direkten Kontakt zu ihren Benutzern herstellen“ (ebd.) und an ihrer redaktionellen Grundhaltung bewusst arbeiten.

Gegenstand des zweiten Abschnitts sind einerseits forschungsgeschichtliche Überlegungen zur Methodik der deutschen und ungarndeutschen Dialektologie, andererseits die phonetisch-phonologische Beschreibung konkreter ungarndeutscher Mundarten. Ziel des ersten Beitrages (S. 55-72) in diesem thematischen Block ist, wie der Autor, *Koloman Brenner*, formuliert, „einen kurzen Überblick bezüglich der phonetischen Sichtweise in der ungarn-

deutschen Dialektologie zu geben“ (S. 55) sowie die eigene Forschungstätigkeit und v.a. die eigenen Forschungsmethoden vorzustellen. In der zweiten Studie zum Thema Phonetik und Phonologie (S. 73-100) werden die einzelnen Phoneme – Vokale, Diphthonge und Konsonanten – von sieben deutschen Mundarten im Ofner Bergland von *Éva Márkus* synchron beschrieben bzw. mithilfe des von Claus Jürgen Hutterer entwickelten, in ungarndeutschen dialektologischen Arbeiten oft verwendeten Transkriptionssystems systematisch vorgestellt.

Im dritten Abschnitt werden drei soziologisch, sozialpsychologisch und soziolinguistisch ausgerichtete empirische Forschungsarbeiten zu den Themen Identität, Sprachgebrauch und ethnische Stereotype dargeboten. Im ersten Beitrag (S. 101-113) präsentiert die Kulturanthropologin *Györgyi Bindorffer* die Ergebnisse ihrer in Bogdan/Dunabogdány und Tscholnok/Csolnok über Identität und Sprachgebrauch der Ungarndeutschen durchgeführten Forschungen und konkreter Interviews „über ethnische Identität, Dorfgeschichte, Familie, Sprachgebrauch und Nationalitätenkultur“ (S.101-102). Es folgt eine Fallstudie von *Zsuzsanna Gerner* (S. 114-139) zur Identität bzw. zur Rangfolge der identitätsbildenden Faktoren (Abstammung, kulturelles Erbe, Dialektkenntnisse, Deutschkenntnisse) bei jungen Ungarndeutschen. Dabei handelt es sich mehrheitlich um ehemalige Absolventen der ungarndeutschen Mittelschulen Valeria-Koch und Leőwey in Fünfkirchen/Pécs und des Ungarndeutschen Bildungszent-

rums in Frankenstadt/Baja. In der den dritten thematischen Abschnitt abschließenden Arbeit (S. 140-194) werden die Autostereotype sowie die Heterostereotype der Tarianer/Tarjánier Deutschen in Bezug auf die Ungarn, die Deutschen, die Österreicher und auf sieben ethnische Minderheiten des Landes von *Maria Erb* untersucht und beschrieben. Die eminente Wichtigkeit der letzterwähnten Studie unterstreicht die Tatsache, dass – mit Worten der Verfasserin – „in der ungarndeutschen Wissenschaftlichkeit [...] systematische Untersuchungen zum Selbstbild, vor allem aber zu Fremdbildern [...] nur sporadisch“ (S. 140) vorhanden sind.

Im Mittelpunkt des nächsten Aufsatzes, einer korpusbasierten sowohl grammatischen als auch sprachpragmatischen Untersuchung, „steht die modifizierende Substantivbildung einer deutschen Sprachinselmundart in Südungarn“ (S. 198). Der Beitrag von *Elisabeth Knipf-Komlósi* (S. 195-222) bildet somit einen eigenständigen thematischen Block. Wie die Autorin formuliert, kann aber auch allgemein „konstatiert werden, dass in gegenwärtigen dialektologischen Untersuchungen [...] derivationsmorphologische Beschreibungen [...] leider immer noch unterrepräsentiert“ (S. 197) sind.

In der fünften thematischen Einheit werden neben soziolinguistischen Fragestellungen psycholinguistische und kontaktlinguistische Fragen behandelt, wobei in allen drei Beiträgen der aktuelle Sprachgebrauch der Ungarndeutschen im Fokus des Interesses steht. In ihrem Aufsatz (S. 223-263) stellt sich *Adelheid Manz* die Frage, wie sich

„Spracherhalt und Sprachverlust der in Baja lebenden ungarndeutschen Minderheit unter dem Aspekt der Übersiedlung aus den dörflichen in die städtische mehrheitlich ungarischsprachige Gemeinschaft“ (S. 224) laut einer 2003 durchgeführten multimethodischen Datenerhebung gestaltete. Bei der Auswertung der empirisch gewonnenen Ergebnisse wurden die Vorteile der Triangulation genutzt – es fanden sowohl qualitative als auch quantitative Analysemethoden Anwendung. Im Beitrag von *Monika Manz-Jäger* (S. 264-290) stehen zwei- bzw. mehrsprachig sozialisierte ungarndeutsche Kinder im Mittelpunkt, es werden die Ergebnisse einer im Jahre 2002 in 25 südungarischen Ortschaften durchgeführten empirischen Erhebung dargestellt. In dem den Band abschließenden Aufsatz (S. 291-326) setzt sich *Csaba Földes* anhand einer aus dem ungarndeutschen Ort Hajosch/Hajós stammenden empirischen Datenbasis mit dem Phänomen der Kode-Umschaltungen auseinander. *Földes* sieht die Sprache der Ungarndeutschen keineswegs als „Sprachmuseum“ an, sondern vielmehr als „einen spannenden ‚Abenteuerspielplatz‘ für eine kreative Performanzlinguistik“ (S. 319) – dieser Gedanke lässt auf weitere erkenntnisreiche Forschungsarbeiten aus seiner bzw. den Federn der Kollegen hoffen.

In seinen empirischen Befunden bietet der Sammelband wichtige Erkenntnisse zum Verständnis der sprachlichen und soziokulturellen Entwicklungstendenzen bzw. der aktuellen Lage der ungarndeutschen Volksgruppe. Trotz des oft als bittere

Schlussfolgerung formulierten rasch fortschreitenden Sprachwechselprozesses und der unleugbaren Assimilierungstendenzen bei den Deutschen in Ungarn hat der ganze Band doch einen positiven und optimistischen Ausklang, was die Zukunftsaussichten der deutschen Volksgruppe in Ungarn

anbelangt. *Maria Erb* formuliert es folgendermaßen: „die Gegenwart der Ungarndeutschen [wird] nicht nur durch den Verlust und Diversifikation, sondern seit Kurzem auch durch Neuanfang und Revitalisierung geprägt“ (S. 192).

Ágnes Huber (Budapest)

Hoffmann, Ludger (Hg.): Handbuch der deutschen Wortarten. Berlin; New York: de Gruyter, 2007. 980 S.

Wort und Wortarten repräsentieren einen der wichtigsten Teile der Grammatik. Die Definition des Wortbegriffs ist eine Voraussetzung für die Bestimmung der Wortarten, die „eine zentrale Rolle für die Sprachbeschreibung und Sprachvermittlung“ (S. V) spielen. Trotzdem gelten Wort und Wortarten als Stiefkinder der Grammatikschreibung: Sie werden im Allgemeinen in wenigen Seiten als Pflichtteil der jeweiligen Grammatik ohne Anspruch auf Innovationen behandelt.

Der von Ludger Hoffmann herausgegebene Sammelband ist seit längerer Zeit die erste große zusammenfassende Arbeit über die Wortarten. Der Band bietet eine umfangreiche Beschreibung der Wortarten in 30 Artikeln, die in vier thematische Einheiten eingeteilt sind: Teil A dient als Einführung zum Band, Teil B legt die Grundlagen in drei Artikeln dar, während sich Teil C als systematisches Kapitel mit den einzelnen Wortarten beschäftigt. Teil D setzt sich mit dem didaktischen Aspekt der

Wortarten auseinander. Anschließend beinhaltet der Band neben dem Sach- und Sprachregister eine Auswahlbibliographie über die Wortarten.

Im Folgenden werden die einzelnen Teile des Bandes ausführlicher dargestellt. Dabei kann jedoch aus Platzgründen nicht jeder Artikel im Detail vorgestellt werden.

Der einleitende Artikel von Ludger Hoffmann problematisiert kurz den Wortbegriff und die Wortartenklassifikation und beschreibt den dem Band zugrunde liegenden Ansatz der ‚Felder und Prozeduren‘ von Ehlich (2000), der die noch eher zeichentheoretisch fundierte Feldgliederung von Bühler (1934) weiterentwickelt und insgesamt fünf sprachliche Prozeduren (nennend, zeigend, operativ, expeditiv und expressiv) unterscheidet (S. 6-7). Dieses, in Bezug auf die Beschreibung der Wortarten zum ersten Mal in der „Grammatik der deutschen Sprache“ (Zifonun et al. 1997) verwendete Konzept, ermöglicht eine übereinzel-

sprachliche pragmatisch-funktionale Betrachtung der Inhaltsseite des Wortes, das als eine abstrakte Einheit jenseits der Wortform (im Sinne von ‚langue‘) definiert werden soll (S. 7). Die Formseite ist nach Hoffmann stets einzelsprachlich zu definieren (S. 3-4). Darüber hinaus fungieren Felder und Prozeduren unmittelbar als Basis der Klassifikation sprachlicher Elemente und des Sprachvergleichs. Als Probleme diskutiert Hoffmann die Paradoxie zwischen Konzipierung (einzelsprachlich) und Postulierung (universal) der Wortartensysteme, die begrenzte Universalität der Ausdrucksformen und die funktionale Universalität. In Bezug auf eine konkrete Beschreibung der Wortarten des Deutschen schlägt er das Konzept der sprachlichen Szenarios auf prozeduraler Basis vor (S. 14-16).

Die Artikel der Einheit B behandeln wichtige Themen zur Vorbereitung auf die Beschreibung der einzelnen Wortarten. Konrad Ehlich liefert eine ausführliche historisch-kritische Darstellung der Entwicklung des Wortartensystems (S. 51-94). Anschließend beschäftigt sich Angelika Redder mit verschiedenen Wortartensystemen aus typologischer Sicht (S. 95-114). Der Beitrag (B1) von Knobloch/Schaeder über das ‚Wort‘ (S. 21-50) setzt sich mit dieser Einheit und der damit einhergehenden Problematik auseinander. Als Ausgangspunkt gelten methodologische Vorfragen von Wortartenklassifikationen (S. 23), denn Klassifikationsprobleme ergeben sich laut der Autoren schon dadurch, dass die Antworten auf diese Vorfragen nicht zusammenpassen

(z.B. Ziel ist die Klassifizierung des ‚Wortschatzes‘, als Basis dazu gilt jedoch das ‚syntaktische Wort‘). Anschließend werden neue Vorfragen diskutiert und das ‚Wort‘ wird aus verschiedenen neuen Perspektiven (medial, psychologisch, typologisch) thematisiert. Beim „medialen Wort“ werden auch die „on-line Verhältnisse der genuinen Mündlichkeit“ (S. 33) in Bezug auf das ‚Wort‘ diskutiert, wobei es m.E. angemessener wäre statt über ein mediales über ein konzeptionelles Wort zu sprechen (vgl. Ágel 2005). Hinsichtlich der on-line Verhältnisse könnte man das ‚Wort‘ als kleinste Einheit definieren, die pragmatische und grammatische Erwartungen einlöst und/oder begründet (S. 33). Die Überprüfung weiterer Kriterien und Thesen über das ‚Wort‘ in der Konklusion führt zu der Erkenntnis, dass es in der Linguistik nicht um einen, sondern um mehrere teilweise sehr unterschiedliche Wortbegriffe geht, sowie zu der Frage, ob es überhaupt möglich ist, einen für jeden Zweck brauchbaren Wortbegriff zu definieren. Rekapituliert man die Vorfragen am Anfang des Artikels, so wäre es vielleicht vielmehr wünschenswert Wortbegriffe und Wortarteneinteilungen so zu konzipieren, dass Basis (Wort) und Ziel (Klassifikation) einander entsprechen.

Im systematischen Teil des Bandes finden sich 24 Beiträge, die die einzelnen Wortarten behandeln. Im Gegensatz zur thematischen Ordnung der Beiträge in Teil B und D werden die Wortarten im Teil C alphabetisch geordnet. Diese Lösung vermeidet zwar eine Hierarchisierung der Wortarten,

jedoch ist die große Distanz thematisch zusammengehörender Wortarten m.E. nicht vorteilhaft.

Die Konzipierung der einzelnen Beiträge durch Fachexperten sorgt für die hohe Qualität des Bandes, verursacht jedoch unterschiedliche Gewichtungen, indem die einzelnen Autoren die eigenen Forschungsgebiete und Schwerpunkte fokussieren. Als Beispiel gilt „Anapher“ von Manfred Consten und Monika Schwarz-Friesel (S. 265-292). Der Beitrag ist textlinguistisch orientiert und untersucht vielmehr die anaphorischen Funktionen als die Wortart ‚Anapher‘ (vgl. S. 266-267). So bekommt die Darstellung von er, sie, es und sie (Pl.) weniger Aufmerksamkeit, dafür werden aber auch andere Wortarten mit anaphorischer Funktion (z.B. Demonstrativa) behandelt.

Abgesehen von drei Ausnahmen werden die Wortarten der „Grammatik der deutschen Sprache“ (Zifonun et al. 1997) dargestellt. Im Gegensatz zu dem Beitrag „Interrogativum“ von Anke Holler (S. 445-481) betrachtet die IdS-Grammatik die Interrogativa als eine funktionale Klasse quer zu den Wortarten. Gegenüber dem Artikel „Pronomen“ von Gabriele Graefen (S. 657-705) lösen Zifonun et al. (1997) den traditionellen Begriff ‚Pronomen‘ auf und beschreiben mehrere selbstständige Wortarten mit gemeinsamer Stellvertreterfunktion. Als Oberbegriff wird der Terminus ‚Proterm‘ verwendet, der aber nicht als Wortart angesehen wird (vgl. Zifonun et al. 1997: 37).

Als dritte Ausnahme gilt „Interjektionen und Responsive“ von Konrad Ehlich (S. 423-444). Im Gegensatz zu

‚Pronomen‘ sind ‚Interjektionen‘ und ‚Responsive‘ Begriffe, die von Zifonun et al. (1997) behandelt werden, jedoch nicht als Wortarten, sondern als kommunikative Minimaleinheiten (Zifonun et al. 1997: 62) zu verstehen. Dies ist bei Ehlich nur in Bezug auf die in wenigen Seiten behandelten Responsive und Onomatopoetika eindeutig. Bei der ausführlichen Behandlung der Interjektionen, die der Realisierung expeditiver Prozeduren dienen (S. 424), wird jedoch trotz der Darstellung des Konzepts der kommunikativen Minimaleinheiten (S. 429) nicht deutlich, dass die Interjektionen – wie die anderen „interaktiven Einheiten“ – in der Wortartenklassifikation der IdS-Grammatik nicht berücksichtigt werden (vgl. Zifonun et al. 1997: 62). An dieser Stelle muss aber angemerkt werden, dass Ehlich (sowie die IdS-Grammatik) mit einem breiteren Interjektionsbegriff arbeitet als andere Grammatiken: Von den drei Subklassen der Interjektionen (S. 424), die die Kommunikation in unterschiedlicher Weise steuern, werden in anderen Ansätzen zwei als Gesprächspartikel klassifiziert.

Im didaktischen Kapitel (Teil D) werden die Problematik der Grenzgänger (S. 905-924) und die Didaktik der Wortarten mit einer konkreten Methode zur schulischen Bearbeitung der Wortarten von Ludger Hoffmann (S. 925-950) behandelt. Im ersten Beitrag von Storrer (S. 905-924) wird erneut deutlich, dass der Wortbegriff sowie die Wortartenklassifikationen und somit auch die Grenzziehung zwischen den Wortarten von vielen Parametern wie z.B. dem grammatiktheoretischen Hin-

tergrund abhängen (s. auch B1). Im Unterricht muss daher deutlich gemacht werden, dass Wortartenklassifikationen nicht disjunkt sind und es auch nicht sein müssen (S. 919). Als Unterrichtsmethode schlägt Storrer eine Reihenfolge vom Prototyp zu den Randerscheinungen der jeweiligen Wortart vor (S. 922).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass das „Handbuch der deutschen Wortarten“ eine vielseitige und ausführliche Darstellung von Wortarten bietet und damit eine alte Lücke in der linguistischen Forschung füllt.

Literatur:

Ágel, Vilmos 2005: „Wort-Arten“ aus Nähe und Distanz. In: Knobloch, C./Schaefer,

B. (Hg.): Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb. Berlin/ New York: de Gruyter (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 12), S. 95-129.

Bühler, Karl 1934: Sprachtheorie. Stuttgart: Urban & Fischer.

Ehlich, Konrad 2000: Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse – Ziele und Verfahren. In: Hoffmann, L. (Hg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin/New York: de Gruyter, S. 183-202.

Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (Hg.) 1997: Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.

Viktória Dabóczy (Szeged)

Keszler, Borbála; Lengyel, Klára: Ungarische Grammatik. (Aus dem Ungarischen übertragen von einer Übersetzergruppe unter der Leitung von Borbála Keszler und Attila Péteri). Hamburg, Helmut Buske Verlag, 2008. 272 S.

Die vorliegende Grammatik stellt eine verbesserte und aus dem Ungarischen übersetzte Fassung der „Kleinen ungarischen Grammatik“ (Keszler, Borbála; Lengyel, Klára: *Kis magyar grammatika*, Budapest, 2002) dar. Das Original wurde von *Katalin Horváth, Borbála Keszler, Mónika Kiss-Béres, Emese Kollár* und *Attila Péteri* ins Deutsche übertragen.

Die „Ungarische Grammatik“ bietet interessierten Leserinnen und Lesern die Möglichkeit das morphologische und syntaktische System einer sich vom

Deutschen sowohl genetisch als auch sprachtypologisch unterscheidenden finnougri-schen Sprache kennen zu lernen. Die Grammatik wurde unter Berücksichtigung der Traditionen der früheren ungarischen Grammatik-schreibung sowie der Ergebnisse der neuesten Grammatikforschung lebender europäischer Sprachen konzipiert. Die Autorinnen waren bestrebt, in der deutschen Fassung die Terminologie der früher erschienenen deutschsprachigen Grammatiken des Ungarischen und die der gängigen deutschen Gram-

matiken zu vereinigen, und überall, wo es möglich war, die deutschen Äquivalente der ungarischen Termini (wie z.B. „Funktionswort“ für „viszonyzó“) zu verwenden. Die „Ungarische Grammatik“ zeichnet sich u.a. durch die folgenden Aspekte aus:

Entgegen der ungarischen Grammatiktradition wird hier das grammatische System des Ungarischen von unten nach oben, d.h. von den Morphemen bis zu den Sätzen beschrieben. Die wichtigsten Termini der Morphologie und der Syntax werden zum Teil neu definiert (z.B. im Falle des Nullmorphems), zum Teil werden neue Termini eingeführt („Vorvokal“ statt „Bindevokal“, „allgemeine“ und „definite“ statt „subjektive“ und „objektive“ Konjugation).

In vielen Fällen werden neue Kategorisierungen vorgeschlagen (z.B. werden Numeralien als Adjektive klassifiziert oder es wird zwischen Subjekt und Prädikat im Subjekt-Prädikat-Syntagma kein Zuordnungsverhältnis anerkannt.)

Die Veranschaulichung der Regeln und der grammatischen Phänomene durch viele Beispiele, die tabellarischen Zusammenfassungen, die ausführlichen terminologischen Erklärungen, der Aufbau der Grammatik sowie das beigefügte Register sorgen für eine besonders leserfreundliche Gestaltung der Grammatik.

Die „Ungarische Grammatik“ gliedert sich in sechs Kapitel. Im Einführungskapitel werden die grundlegenden Segmente der Sprache (Phonem, Morphem, Wort, Syntagma, Satz) aufgeführt und in der Reihenfolge, wie sie

(bis auf das Phonem) in den darauffolgenden Kapiteln detailliert behandelt werden, kurz definiert.

Das Kapitel „Wortformenlehre“ wird der Definition, Klassifikation und Charakterisierung der Morpheme gewidmet. Als neuer Terminus wird hier der „Vorvokal“ eingeführt. Er wird als vokalischer Teil zwischen Wortstamm und Affix definiert und dem Affix zugeordnet, er ist also Teil des solchen. Ein weiterer zentraler Begriff ist hier das Nullmorphem, das als Affix ohne lautliche Realisierung betrachtet wird, welches „über eine relationale grammatische Bedeutung verfügt und einen Teil eines Paradigmas bildet“ (S. 14). Da das Fehlen eines Suffixes von den Autorinnen ebenfalls als markierter Fall aufgefasst wird, wird die Form *lát* (3. Person Singular Indikativ Präsens) in der morphematischen Analyse der ungarischen Grammatiktradition folgend, aber für die typologische Morphologie eher untypisch, in einen Stamm- und drei Nullmorpheme zerlegt: *lát-Ø-Ø-Ø*. Des Weiteren werden in diesem Kapitel Stamm- und Affix-typen charakterisiert. In der Grammatik werden einförmige Stämme (*asztal*) und mehrförmige Stämme (*alsz-/alud-*) unterschieden. Die Affixe lassen sich nach ihrer Position und nach ihrer Funktion klassifizieren. Durch diese Klassifikationen können die traditionellen Affixtypen – Wortbildungssuffix, Grundsuffix und Endsuffix – differenziert werden.

Das dritte Kapitel „Wortarten“ kann in einen kürzeren allgemeinen Teil und einen wesentlich längeren spezifischeren Teil untergliedert werden. Der

allgemeine Teil soll das Wortartsystem des Ungarischen in seiner Komplexität nach semantischen, morphologischen und syntaktischen Kriterien erfassen. Dabei werden Grundwortarten, Funktionswörter und Satzäquivalente unterschieden. Ferner sind einige Probleme der Wortartklassifikation zu nennen, die die Grammatik hier explizit formuliert. In Anlehnung an die europäische Grammatiktradition wird z.B. das Numerale nicht als eigene Wortklasse, sondern als Untergruppe der Adjektive aufgefasst. Verbalnomina auf der anderen Seite (Infinitiv, Partizip, Verbadverb) werden im Gegensatz zur europäischen Tradition als selbstständige Übergangswortklassen definiert.

Der zweite größere Teil dieses Kapitels beschreibt die einzelnen Wortklassen der ungarischen Gegenwortsprache: die Grundwortarten (Verb, Substantiv, Adjektiv, Pronomen, Adverb, Verbalnomen), die Funktionswörter (Hilfsverb, Postposition, Verbzusatz, Konjunktion, Partikel, Artikel, Negationswort) sowie die Satzäquivalente.

Kapitel 4 beschäftigt sich mit der Wortbildung und bietet einen Überblick über die Derivation, die Komposition und weitere besondere Arten der Wortbildung im Ungarischen. Damit schließt der morphologische Teil der Grammatik ab.

Die letzten zwei Kapitel beschreiben die Syntax des Ungarischen: die Syntagmen (Kapitel 5) und die Sätze (Kapitel 6). Diskutiert wird zunächst der Begriff Syntagma im Ungarischen. Anhand dieser Begriffsbestimmung werden Syntagmen (*nagyon beteg*) von

Pseudosyntagmen, d.h. Wortverbindungen morphologischer Art (*beteg volt*) unterschieden und innerhalb der Syntagmen werden nebenordnende und unterordnende Syntagmen differenziert.

Das Kapitel 6 beschäftigt sich mit den verschiedenen Aspekten des Satzes. Nach der Einführung einer Satzdefinition und der Diskussion von Satzstrukturen und Satzarten folgt eine vier Seiten lange tabellarische Übersicht über die grammatischen Ausdrucksmittel der Satzarten mit Beispielen. Der zweite Teil des Kapitels befasst sich mit den Satzgliedern Prädikat, Subjekt, Objekt, Adverbialbestimmung und Attribut und beschreibt sie vorwiegend nach ihrer Wortart, Form und Struktur. Anschließend werden komplexe Sätze dargestellt. Die unterordnenden Satzverbindungen lassen sich dabei nach den Faktoren Korrelat, Konjunktion, Satzgliedexplikation und besondere Bedeutung weiter klassifizieren, während innerhalb der nebenordnenden Satzverbindungen fünf Typen unterschieden werden, die bereits aus den traditionellen Grammatiken des Ungarischen bekannt sein dürften: kopulative, adversative, disjunktive, konklusive und erklärende Nebenordnungen.

Schließlich folgt in einem Extrakapitel eine Analyse von mehrfach zusammengesetzten Sätzen. Dieser praktische Teil gewährt einen Einblick in die gängigen Analyseverfahren und Markierungstechniken der Syntax des Ungarischen.

Die „Ungarische Grammatik“ richtet sich an Studierende und Lehrende der allgemeinen Sprach-

wissenschaft, der Germanistik und der Hungarologie, aber auch an alle linguistisch interessierten Leserinnen und Leser, die sich eingehender mit dem

grammatischen System des Ungarischen – eventuell kontrastiv zum Deutschen – beschäftigen wollen.

György Scheibl (Szeged)

Kühn, Peter: Interkulturelle Semantik. Nordhausen: Traugott Bautz, 2006 (= Interkulturelle Bibliothek; 38). 149 S.

In der Germanistik gibt es zahlreiche Ansätze, interkulturelle Kommunikation bzw. inter- und transkulturelle Linguistik zu konzeptualisieren. Bei diesem neuen Hyperparadigma greift man sehr oft auf Konzepte benachbarter Wissenschaftsdisziplinen zurück. Peter Kühn beschreitet mit seinem Büchlein einen anderen Weg: Ausgangspunkt für seine Ausführungen zur interkulturellen Semantik sind Ausschnitte interkultureller Kommunikationsvorgänge, wobei es darum geht zu ergründen, wie kulturspezifische Wortbedeutungen im Kontext interkultureller Kommunikation sowie die damit verbundenen Verstehensprobleme und -konflikte beschrieben werden können. Bezüglich der Thematik verspricht der Autor einen heute hochaktuellen Problemkreis, und zwar die Interaktion zwischen verschiedenen Kommunikationsteilnehmern auf der Basis unterschiedlicher soziokulturell geprägter Bedeutungskonventionen, anzusprechen. Durch die Lektüre dieses Buches, erhalten Leserin und Leser neue Impulse für das Nachdenken über intra- und interkulturell bedingte Bedeutungsdivergenzen sowie für weitere Forschungsarbeiten in diesem Bereich.

Das gut handhabbare Buch gliedert sich in die folgenden vier Kapitel: Interkulturelle Kommunikation (Kap. 1), Interkulturelle Semantik: Hotwords in Critical-Incident-Situationen (Kap. 2), Kultursensitivität in Wörterbüchern des Deutschen (Kap. 3) und Plädoyer für eine interkulturelle Semantik (Kap. 4).

Im einführenden 1. Kapitel erfährt der Leser – illustriert an der Kulturgeschichte der Jeans – wie Menschen Bedeutungen von Kulturprodukten verändern und umarbeiten und wie dadurch soziokulturell geprägte Einstellungen, Wertungen sowie auch Ideologien transportiert werden können. Im Mittelpunkt des Buches von P. Kühn steht insbesondere die Diskussion entsprechender kulturspezifischer semantischer Probleme, zusammengefasst unter dem Begriff ‚interkulturelle Semantik‘. Der Begriff ‚interkulturell‘ ist mittlerweile zu einem Regenbogenswort geworden, mit dem viele Hoffnungen, Erwartungen, Konzepte etc. verbunden sind. In diesem Kapitel werden zudem einige Forschungsansätze aus der Germanistik kritisch kommentiert (z.B.: Földes 2003, Götze 2004, Raster 2002, 2006). Indem Kri-

tikpunkte an den bisherigen zumindest in der Germanistik bunt schillernden Interkulturalitätskonzepten aus kulturpolitischer, methodologischer und sprachwissenschaftlicher Sicht dargestellt werden, wird auch betont, dass interkulturelle Kommunikationssituationen unter linguistischer Perspektive konsequent sprachpragmatisch analysiert werden. Werden interkulturell bestimmte Kommunikationssituationen untersucht, so sollten die folgenden Bereiche als Grundlage jeglicher pragmatischer Analyse dienen: 1. kulturspezifische Handlungen und Rituale (z.B. das Begrüßungsritual), 2. authentische Texte und Gespräche, 3. semantisch bedingte Kommunikationsprobleme (z.B.: dt. *Familie* und fr. *famille*). Der letzte Bereich bezieht sich auf den kulturspezifischen Wortgebrauch, wobei Kühn zwischen kulturspezifischem und interkulturell polysemem Wortschatz differenziert. Zu Letzterem gehören beispielsweise institutionspezifische Wörter aus dem Bereich Politik, Wirtschaft und Gesellschaft (z.B.: *Bundestag*), kulturelle Schlüsselwörter (z.B.: *Heimat*), Eigennamen von Personen oder geographische Bezeichnungen mit besonderem Symbolwert (z.B.: *Preußen*), nuancierende Wörter (z.B.: im Malaisischen die lexikalische Differenzierung von *Reis* in *padie*, *beras* und *nasi*) sowie traditionsspezifische Wörter (z.B.: *Spätzl*), die nicht durch eine Wortäquivalenz in eine andere Sprache übersetzt werden können. Zu dieser kultursemantisch brisanten, interkulturell polysemen Lexik gehören Wörter, die direkt übersetzbar sind, sich semantisch aber

interkulturell unterscheiden (z.B.: die erwähnten Beispiele dt. *Familie*, fr. *famille*).

Kapitel 2 skizziert das Konzept einer interkulturellen Semantik, wobei kulturspezifische Hotwords in konfliktären Critical-Incident-Situationen analysiert werden. Als Grundlage der Analyse dienen zahlreiche interkulturell bedingte Missverständnisse und Konflikte, die einem Textauszug aus der Kinder- und Jugendliteratur entnommen sind („Spatzenmilch und Teufelsdreck“ des palästinensischen Autors Ghazi Abdel-Qadir 1999). Für die Analyse sind nicht nur die kulturelle Zugehörigkeit, sondern auch die unterschiedlichen Beziehungen und Rollenmuster, das Geschlecht und das Alter als Bewertungsaspekte einzuführen. Besonders interessant ist, zu betrachten, wie die einzelnen Begrüßungsszenen (vgl. Unterkapitel 2.2 auf den Seiten 38-51) ablaufen. Es wird deutlich, dass Missverständnisse in solchen konfliktbeladenen Situationen oft semantisch motiviert sind oder sein können. Das zeigt sich beispielsweise an Hotwords wie *Kopftuch*, *Moschee* oder *Toleranz*. Somit lassen sich einerseits die kulturspezifischen Gerbrauchsweisen der Wörter aus dem Kontext ermitteln, andererseits wird auch deutlich, inwiefern die Wortschatzarbeit zum Aufbau einer interkulturellen Sprachkompetenz beitragen kann. Schon in diesem Kapitel wird das große Defizit der einsprachigen deutschen Wörterbücher angesprochen, denn ihre Bedeutungserklärungen sind in den Wörterbüchern kulturspezifisch wenig informativ. Es ist daher wünschenswert,

in einem interkulturellen Wörterbuch in den Bedeutungsparaphrasen sowohl unterschiedliche eigen- als auch fremdkulturelle gesellschaftliche Lebenserfahrungen und Beobachtungen zu integrieren.

Da die lexikalische Bedeutung gerade in den Wörterbüchern expliziert wird, wird in Kapitel 3 die Kultursensitivität der gängigen einsprachigen Wörterbücher des Deutschen untersucht. Es wird unter die Lupe genommen, wie der kulturspezifische Wortschatz in diesen Wörterbüchern kodifiziert ist. Die kultursensitive Beschreibung der Wortbedeutungen wird an einigen ausgewählten Lexemen exemplifiziert. Ausgangspunkt der Diskussion ist das, aus lexikographischer wie lerntheoretischer Sicht anregende, Wörterbüchlein mit interkulturellen Gesprächen von Kindern unterschiedlicher Muttersprache von Helga Glantschnig. In diesem interkulturell interessanten Wörterbuch unter dem Titel „BLUME ist Kind von Wiese oder Deutsch ist meine neue Zunge“ (1993) werden in den kultursensitiven Bedeutungserläuterungen altersgemäße Lebens- und gesellschaftliche sowie eigen- und fremdkulturelle Erfahrungen, Gewohnheiten und Beobachtungen der Kinder berücksichtigt. Aus den Bedeutungsparaphrasen gehen ihre Einschätzungen, Bewertungen und Stereotype hervor. Die mehr oder weniger spontanen Formulierungen der Kinder, die alltäglichen Kommunikationssituationen entnommen sind, entsprechen nicht den Vorstellungen und Bedeutungsdefinitionen der Erwachsenen. Typisch sind auch proto-

typische Bedeutungserklärungen und Abgrenzungen aus den Alltagserfahrungen der Kinder unter Einfluss kulturspezifischer Unterschiede sowie Vergleiche. Die Bedeutungsparaphrasen der Kinder werden kontextualisiert. Wie die Erklärung der entsprechenden Wortbedeutungen kulturbezogen erfolgt, wird an einigen Beispielen (*Badewanne, beten, Brot, Moschee, Tisch, Tafel, Taxi*) aufgezeigt. Nach dem Vergleich mit den entsprechenden Wörterbucherklärungen aus dem „Duden. Deutsch als Fremdsprache“ (2000) ist leicht festzustellen, dass die professionelle Bedeutungsexplikation in den gängigen Wörterbüchern des Deutschen analytischer, nüchterner, objektiver, sachlicher, exakter und ökonomischer aussieht. Das ist leider vorzugsweise bei den Wörtern der Fall, zu denen eine kultursensitive Beschreibung der Bedeutung unbedingt erforderlich wäre. In der Bedeutungsbeschreibung des kulturspezifischen Wortschatzes ist bis heute das enzyklopädische Definitionsprinzip maßgebend. Kühn sieht weitere gravierende Mängel in den kulturspezifischen Bedeutungsdimensionen gängiger Wörterbücher u.a. in dem kulturneutralen Genus-species-Schema, dem veralteten Deutschlandbild, der naiven und vollkommen geschichtslosen Beschreibung, dem Fehlen kultursensitiver Erläuterungen bei der semantischen Beschreibung von Phraseologismen und dem Ausblenden kultursensitiver Neutralität brisanter gesellschaftspolitisch determinierter Lexik. Ein ähnlich mangelhaftes Bild vermitteln die in den Wörterbüchern vorkommen-

den Kollokationen und die unzureichenden, oft klischeebeladenen lexikographischen Satzbeispiele. Landes- und kulturspezifische Informationen sind dabei nur implizit enthalten, manche sogar veraltet oder unterinformativ. Auch die Abbildungen sind kaum geeignet, ein adäquates und aktuelles Deutschlandbild zu vermitteln. Des Weiteren werden zahlreiche neue Ansätze einer kontrastiven Semantik sowie Anregungen zu einer kultursensitiven Semantik dargelegt.

Im sich anschließenden Kapitel 4 leitet der Autor aus der Wörterbuchkritik zahlreiche Folgerungen für eine interkulturell ausgerichtete Semantik ab. In diesem Kapitel wird am Beispiel des Wortes *Toleranz* gezeigt (vgl. S. 125-146), wie die Auffassung der interkulturellen Semantik konkretisiert und in die Praxis der Wörterbuchschreibung umgesetzt werden kann. Gerade eine solche kultursensitive Wörterbuchbeschreibung könnte zur Erarbeitung des Konzeptes einer pragmatisch orientierten interkulturellen Kommunikation effektiv beitragen.

Es ist Kühn gelungen, die interkulturelle Semantik in den Kontext einer interaktionistischen Auffassung zu stellen, wobei die Analyse interkultureller Interaktionssituationen immer den Schwerpunkt bildet. Das vorliegende Büchlein findet sicher einen breiten

Kreis von Leserinnen und Lesern, es sollte auf dem Regal interessierter Studierender und Linguisten nicht fehlen. In unserer heutigen multikulturellen Gesellschaft sind zahlreiche Begriffe als Orientierungskategorien für das Zusammenleben zu betrachten. Kühn hält es für äußerst wichtig, Ursachen für die Verstehens- und Verständigungsschwernisse herauszustellen. Jeder, der mit fremden Kulturen in Berührung kommt, sollte das Buch lesen, um sich der Existenz einer ‚Interkulturellen Semantik‘ bewusst zu werden. Neben dem Einsatz als Lehrmaterial ist das Büchlein von Kühn vor allem Lexikographen und Semantikern wärmstens zu empfehlen. Es ist zu hoffen, dass Kühns Plädoyer für eine interkulturelle Semantik in künftigen Wörterbüchern bei den semantischen Bedeutungserklärungen seinen Widerhall findet und so auch interkulturelle Differenzen viel intensiver als bisher berücksichtigt werden können.

Als Resümee lässt sich festhalten: Das Büchlein von P. Kühn enthält genug Stoff für weitere Diskussionen. Insbesondere bieten sich durch Einbeziehung kultursensitiver Wörterbuchschreibung und Semantik in die interkulturelle Kommunikation viele Möglichkeiten für interessante zukünftige Betätigungsfelder.

József Tóth (Veszprém)

Lichtmann, Tamás (Hg.): Neue Reflexionen zur kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2007 (= Arbeiten zur deutschen Philologie, Bd. XXVIII). 394 S.

Vor ca. 10 Jahren las ich einen Artikel von Helmut Lethen über *sechs Gemeinplätze* des Authentischen. Neben dem punctum-Prinzip von Roland Barthes oder Stephen Greenblatts Überlegungen, findet man fast als Fazit oder eher Pointe eine knappe Definition des Verfassers, in der er das Authentische als Kontingenz zu setzen versucht. „Also [als] ein Element, das weder notwendig noch unmöglich ist, einer (wie Musil meinte) »ungesetzlichen Notwendigkeit« ausgeliefert, »wo eins das andere gibt, nicht zufällig, aber doch in der durchreichenden Aneinanderkettung von keinem Gesetz beherrscht.«“ (S.229) Nun, so eine authentische Kontingenz schien mir zunächst der vorliegende Band zu demonstrieren: eine Ordnung, die auch anders möglich ist.

Es ist immer lobenswert, wenn man den Schriften und Beiträgen von Nachwuchswissenschaftlern, wie auch in diesem Fall, Raum gibt. Man wird als Leser solcher Sammelbände mit den neuesten Ansätzen und den gegenwärtig diskutierten Themen des Wissenschaftsbereiches konfrontiert. Man fühlt sich beim Lesen wohl informiert, sogar (mit ein wenig ironischer Sehnsucht) völlig engagiert zu sein, und man freut sich wieder einmal – wie damals noch vor der Geburt des Kindes – tagsüber über aktuelle Probleme des Fachbereiches nachdenken zu können. Der von Harald D. Gröller, Andrea Horváth und Gert Loosen herausgege-

bene Band, zwar – äußerlich wenig anziehend gestaltet, sogar sich in puritaner blauer paperback-Maske verhüllend (und ich füge hinzu, an mehreren Textstellen leider ohne eine Spur der korrekten und gründlichen Redaktionsarbeit) – ist eine Auswahl der Beiträge der Tagung der Nachwuchsgermanisten UND -niederlandisten 2006 in Debrecen. Obwohl bereits im Vorwort betont darauf hingewiesen wird, dass es um heterogene Texte zu den neuen Methoden von kultur- und literaturwissenschaftlichen Forschungen geht, die „absichtlich nicht durch die Vorgabe von ausschließlich einer Perspektive homogenisiert wurden“, findet die Rezensentin einerseits innerhalb der bewussten Kontingenz doch Momente, die sich ereignend, plötzlich wie ein Stich die scheinbare Unordnung durchbrechen und auf einmal zur Konstellation werden, damit sich im nächsten Moment wieder eine andere Konstellation ergibt. Im Weiteren möchte ich einige von solchen Konstellationen erwähnen und sie im Modus von Momentaufnahmen kurz unter die Lupe nehmen. Darüber hinaus scheint der Band praktisch seinem Dezentralisierungsvorhaben zu widersprechen, indem es die Beiträge der Niederlandisten zum Parergon, fast zum Anhang für die zentralen germanistischen Beiträge macht, obwohl auch diese Artikel hätten eingegliedert werden können. Im Weiteren werde ich mich aus mehreren

Gründen eher auf Fragen und Probleme konzentrieren, so möchte ich schon in actu um Verzeihung bitten, wenn nicht alle Beiträge (u. a. auch wertvoll-informative wie der Beitrag von *Gabriella Szögedi*) mitreflektiert werden. Die Zauberwörter, um die meine Gedanken kreisen, sind folgende: das fremde Authentische, die (sich) enthüllende Perspektive und das zeichenbesessene, in Rahmen gesetzte Panoramabild, die (Schatten)identität, die Frau in bzw. jenseits der Wand und nicht zuletzt das Andere des (Salon)gedächtnisses.

Der den Sammelband eröffnende Text des Plenarvortrages von *Herbert van Uffelen* versucht die kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft zunächst im De-Kontext von cultural studies neu zu etablieren. Der Verfasser ist der Meinung, dass die kulturwissenschaftlich gerechte Literaturwissenschaft nicht lediglich Symptome der Kulturwissenschaft im Rahmen der Literatur beschreiben sollte. Er möchte unser Augenmerk darauf richten, dass die sich zwar kulturwissenschaftlich verstehende Literaturwissenschaft doch nicht vergessen darf, als Literaturwissenschaft zu existieren. Sie konzentriert sich also weiterhin „auf den liminalen Bereich, wo sich Realität und Fiktion in ambivalenter Weise begegnen“ (S. 11). Man sollte in der kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft, anstatt ideologische Vorstellungen aufzudecken, eher anhand von „diskursiven Strategien“ diese letzteren immer wieder hinterfragen. Das wird im Beitrag in drei Etappen durchgeführt: Erstens muss man in der Literaturwissenschaft streng im Auge behalten, dass

die Beziehungen zwischen Fakten, Bildern, Stereotypen permanent in Bewegung sind und man sollte eher diese Ambivalenz aufdecken, die Verschiebungen reflektieren, nicht aber Klischees, Konzepte beweisen. Zweitens wird Literatur als eine andere Kultur aufgefasst, die nach van Uffelen mit der Figura, also mit dem bekannten Terminus von Auerbach ineinander fällt. Es handelt sich anstelle einer Kopie der Kultur um etwas Alchemistisches, um einen Ereignis-Raum, wo sich Kultur erst im ewigen Sich-Entziehen setzt. Mich interessiert im Weiteren doch die letzte Herangehensweise an diese Strategie am meisten, in der die Authentizität oder die Ästhetik der Nicht-Identität erörtert wird. Unter Authentischem versucht der Verfasser – Derrida folgend – die Frage des Fremden zu verstehen, die unsere Erwartungen permanent durchbricht und verändert, damit das zu Zeigende als immer neu erscheint.

Die Problematik der Authentizität wird auch von *Klára Molnár* in einem der spannendsten Aufsätze des Bandes aufgegriffen. In ihrem Beitrag „Theaterraum als Erfahrungsraum: Entführung zu Grenzgebieten“ untersucht die Verfasserin die Inszenierungstrilogie von Heiner Goebbels als die Unmöglichkeit „der Wahrnehmung der Wahrnehmung“, als *Ver-Blendung* von Canettis Textmontage. (Hier möchte ich hinzufügen, dass Canetti überhaupt als Fluchtpunkt des Bandes und so der deutschsprachigen Kulturwissenschaft heute zu betrachten ist. Im vorliegenden Band findet man noch drei weitere Texte, die seine Werke unter diversen

Aspekten, wie dem des Traumdeuters, dem der fremdartigen, orientalischen Rufe, die das Andere der Sprache und damit der okzidentalischen Dichtung seien, oder dem der poetischen Autobiographie unter die Lupe nehmen.) Man balanciert an der a-medialen Grenze von Realität und Wirklichkeit, wobei die Akzente auf Authentizität gelegt werden, die an mehreren Punkten die Frage der *liveness* berührt. Letztere versteht sich als gleichzeitige Präsenz von Zuschauern und Bühnenergebnis, das sich in dem Fall medial unterschiedlich präsentiert: teils klassisch auf der Bühne, teils via Kameraaufnahme, die sich an einer Projektionsfläche in demselben Theaterraum zeigt. Die Frage ist, ob man in seinem Authentizität-Gefühl endgültig entführt wird. Anhand der Begriffserklärung Erika Fischer-Lichtes wird aber *liveness* von *Klára Molnár* als deskriptiver Begriff verwendet, so verändern sich durch die mediale Wende nur die Perspektiven, die Modi der Wahrnehmung, die Gegenwärtigkeit wird aber nicht gefährdet. Das Authentische besteht also gerade im Moment der Entführung, es zeigt sich an den Bruchstellen, wo sich das Ich mit dem Nicht-Ich begegnet: im Sinne von gewahr werden.

Das nicht-identische Authentische impliziert eine permanente Veränderung, Verschiebung der Perspektive(n). Dieter Borchmeyer zitiert Lessing in seinem Beitrag „Aufstieg und Fall der Zentralperspektive“, indem er die Perspektive „an einen einzigen Augenpunkt, einen bestimmten natürlichen Gesichtskreis“ also an einen „prägnanten Augenblick“ bindet, wofür er erst

in der Renaissance-Malerei Beispiele findet. Borchmeyer untersucht den Aufstieg der Zentralperspektive als Paradigma der Geometrisierung und Systematisierung des Seh- und Bühnenraums. Im Gegensatz dazu ergibt sich ein Paradigmenwechsel zur Zeit der Frühromantik, der einerseits mit Hilfe der Anamorphose, der schrägen Perspektive, zum anderen durch den Perspektivismus Nietzsches zu begreifen sei. Nun, diese Polyfokalität, die sich öfters sogar als Perspektivlosigkeit enthüllt, bildet die Folie der Untersuchungen mehrerer Autoren des vorliegenden Bandes. *Krisztina Vas* liest den „Sandmann“ von E.T.A. Hoffmann – obwohl die Kategorien wie Detektivgeschichte, Anti-Detektivroman und/oder Krimi(nalgeschichte) nicht ausreichend voneinander distanziert werden – gerade anhand der Perspektivenfrage gleichzeitig als Krimi und als ironische Persiflage der Gattung.

Die Vogelperspektive bildet den theoretischen Hintergrund zur parallelen Untersuchung eines Berlin-Panoramabildes Eduard Gaertners und des ersten Berliner Romans Wilhelm Raabes im Aufsatz von *Laura Tráser Vas*. Die Vogelperspektive als Modell „der rein visuellen Wahrnehmung“, die zum Organisationsprinzip wird, steht aber m.E. gerade im Gegensatz zum Prinzip des Panoramabildes, obwohl in dem Beitrag beide in Einklang gebracht werden. Erstere gilt als Modifikation der Zentralperspektive und trägt zum Mimetisch-Repräsentierten bei, während das Panoramabild eher das Sich-Zeigen, die Zeichenbesessenheit präsentiert – nicht aber das scheinbar

Realistische, wie die Verfasserin meint. Zur Zeit von Kleists Kant-Krise erlebte das Panoramabild seine Renaissance. In seinem Palimpsest „Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft“ versuchte er Caspar David Friedrichs Gemälde „Mönch am Meer“ als Panoramabild zu verstehen: Wo man sich einsam fühlt „als ob einem die Augenlider weggeschnitten wären“. Das Panoramabild wäre also der Ort, wo man an keinem Punkt aus dem Bild heraustreten kann, wo man im Zeichenhaften gefangen bleibt: Es zeigt anstelle der Realität das Medium des Darstellens. In dem Sinne des Wortes führt also die Verfasserin das Panoramabild zurück zur Zentralperspektive. Es besteht also m.E. in immanenter Widerspruch zwischen der thematisierten Modernität, der Urbanität, wofür die Dezentrierung charakteristisch ist, und zwischen den Argumenten für ein sogar eingerahmtes Panoramabild als adäquates Medium der Darstellung.

Erika Hammer schreibt ihren Aufsatz über die Orientierungs- und Perspektivlosigkeit der Hauptfigur in „Alle Tage“ von Terézia Mora. Die Hauptfigur Abel Nema kreist laut *Hammer* um ein raumzeitliches Origo, einen Nicht-Ort, der als die negative Folie der zentralperspektivischen Raumordnung alles in sich saugt. Das dem Raum-Ausgesetztheitsein „ohne alle Kenntnis von Perspektive“, wofür der Rangierbahnhof als Metapher steht, die Ursprungslosigkeit und das sprachlose Dasein in der eigenen-fremden „zehnsprachige[n] Zunge[n]“-Welt bilden ein Textgewebe, das sich als postmodernes Labyrinth des Fremd-

Unheimlichen und als Pseudo-Odyssee versteht. Die Heimkehr bleibt aber transitorisch aufgeschoben.

Eine ähnlich negative Familiengeschichte, eine Schattenidentität widerspiegelt sich in der Untersuchung des Romans „Der ägyptische Heinrich“ von *Eszter Pabis*. Die Hauptfigur versucht auf die Spuren ihres Ururgroßvaters zu kommen. Die Beweisführung bleibt aber ohne Erfolg. Das Fremde etabliert sich laut der Verfasserin auf unterschiedliche Weisen: erstens als thematisierte Fremdheit, als Gedächtnisort, die aber eher für ein für den Touristen domestiziertes Fremdes da stehen. Zweitens als Fremdheit im Kon-Text, also zwischen dem Text und dem Leser. Nicht zuletzt aber auch als narrative Struktur.

Judit Barna untersucht in ihrem Essay Texte, vor allem „Die Frau ohne Schatten“, von Hofmannsthal als Teile des Projektes Morgenland. Im Vordergrund steht auch bei ihr die Fremdwahrnehmung, die Orientierung am Orient, wo sich das Ohne-Schatten-(Da)Sein, ähnlich wie bei Chamisso, von den kulturell-ideologisch geprägten Schemata und Mechanismen befreit. Meiner Meinung nach wird auf den Essay „Tausendundeine Nacht“ von Hofmannsthal – obwohl ihn *Judit Barna* ins Umfeld der Interpretation des Haupttextes mit einbezieht – nicht genug Akzent gelegt. In dem Text wird nämlich das Orientalische als Gegenpol zum Abendländischen nicht nur thematisch dargelegt, sondern es geht laut Hofmannsthal um ein Buch der Arabeske, worin man sich in einem permanenten Verlorengehen wieder-

findet. Es handelt sich um das Andere der Sprache, die nicht mehr abbildet, sondern sich ohne Schatten als Medium zeigt.

Die Frau als das Fremde wird in mehreren Beiträgen mit reflektiert. *Gert Loosens* interessante Schrift beschäftigt sich mit den Blaubartgeschichten im niederländischen Sprachraum. Es zeigt sich demnach eine gender-Evolution in den Modifikationen des Originaltextes. Es erscheint nämlich im 20. Jahrhundert „eine starke, unabhängig denkende Frau“ in den Paraphrasen, was zu einer Akzentverschiebung führt. In Loosens Text steht aber eine im Jahre 1993 erschienene Kurzgeschichte von Renate Dorrestein, einer niederländischen Feministin im Mittelpunkt, die sich auf sarkastische Weise dem Originalschema anpasst, aber bei der gerade durch diese „masochistische, selbstbeschwerende Bearbeitung“ adäquat zum Ausdruck gebracht wird, dass die Emanzipationsversuche „verarscht“ werden können.

Noch einen Beitrag möchte ich unter diesem Aspekt hervorheben, der sich aber gerade anders versteht und umgekehrt argumentiert, den Text von *Hajnalka Nagy*. Die Verfasserin kann heute ohne Weiteres als eine der namhaftesten Expertinnen zu Ingeborg Bachmann in Ungarn betrachtet werden. Im vorliegenden Aufsatz, der ein Teil eines größeren Projektes ist, geht es um die Grenzüberschreitungen der Bachmannschen Protagonisten. Laut *Nagy* könnte die Bachmannsche Prosa anstelle der feministischen Ansätze eher u.a. mit Hilfe des Aura-Begriffes von Walter Benjamin interpretiert

werden. Sie versucht in den Texten die auratischen Ausnahmezustände erscheinen zu lassen. Demnach existiert der Körper in den untersuchten Erzählungen nicht nur als „ein verdrängtes und von der logozentrischen Ordnung geprägter Körper, sondern auch [als] ein tatsächlicher Ort der Utopie, der Ausgangspunkt einer „neuen Sprache“ ohne geschlossene Kategorien“ (S.256). Der zeit- und raumlose Ort der Utopie ist meistens der Spiegel oder die Wand, bei denen es um keine Repräsentation mehr geht, sondern sich vielmehr die Auflösung des Körpers vollzieht, was aber zum „Auffinden des Anderen“ führt.

Wenn wir schließlich einen Schritt weitergehen, soll noch ein Mosaikstück anvisiert werden: die Problematik des Gedächtnisses, die sich im vorliegenden Band sehr eng mit dem Anderen der Frau verknüpft. Im Text von *Elisabeth L. Puntigam* wird die Erinnerungskultur in einem Dreieck von Gedächtnis, Geschlecht und Holocaust problematisiert. Demnach kann das kulturelle Gedächtnis nicht nur als bloßes Speichergedächtnis gesetzt werden, es wird vom Körper (der Frau) modifiziert und getragen. Ein Beispiel für ein falsches Einschreiben in leibhaftige Erinnerung, für eine Homogenisierung des kollektiven Gedächtnisses im Interesse der Ideologie ergibt sich im Fall von Ravensbrück. Das Konzentrationslager, in dem etwa 20.000 männliche Häftlinge gefangen waren, wird in der DDR-Dramaturgie der Gedenkfeiern zum eminenten Ort antifaschistischer Frauenopferbereitschaft. In der sozialistischen Frauenpolitik wird nämlich

die Geschichte des Nationalsozialismus als die Geschichte des antifaschistischen Widerstandskampfes thematisiert. Demnach vollzieht sich in den Familienbildern paradoxerweise anhand des Paradigmas des Anderen, des Fremden ein verstellender Homogenisierungsprozess: Ravensbrück wird nach wie vor als Ort der heroischen Frauen wahrgenommen.

Unter einem ganz anderen Aspekt kommt *Krisztina Kovács* in ihrem Beitrag zu einem ähnlichen Fazit, indem sie das Phänomen des literarischen Salons im 19. Jahrhundert untersucht. Der Salon als Ort der Frau ist demnach ein fiktiv-mythischer Un-Ort jenseits der Gesellschaftsordnung, wo mit

Schleiermachers Worten „Sphäre eines Individui [...] von den Sphären Anderer durchschnitten werde“ (S.196) und an dem man Aussicht in eine fremde Welt hat. Dieses sich performativ zeigende „sehende Sehen“ führt aber leicht zu schwer verifizierbaren und falschen kulturellen Erinnerungen. In dem Fall stellt sich die Forschungsfrage, ob der Salon von Rahel Varnhagen in der Tat eine so große Rolle im kollektiven Erinnerungsprozess spielte, als dessen Resultat der Berliner Goethe-Kult, das heutige Goethe-Bild und darüber hinaus die Epochenbezeichnung Goethezeit zu betrachten sind.

Edina Sándorfi (Pécs)

Neuland, Eva: Jugendsprache. Eine Einführung. Tübingen: A. Francke Verlag, 2008. 210 S.

Die Monografie von Eva Neuland behandelt ein Thema, das in der germanistischen Linguistik „Hochkonjunktur“ (S. XI) hat. Bei Leserinnen und Lesern, die in der Sprachwissenschaft bewandert sind, könnte daher die Frage aufkommen: Was kann noch Neues zum Thema Jugendsprache gesagt werden?

Neulands Monografie ist als eine Einführung mit Überblickscharakter gedacht und möchte mit dem vielschichtigen, komplexen Phänomen der Jugendsprache unter außersprachlichem, sprachlichem sowie interdisziplinärem Aspekt, vertraut machen. Dabei beschränken sich die Erörterungen ausschließlich auf die deutschen Jugend-

sprachen bzw. auf die deutschsprachige Jugendsprachforschung. Da sich die *Einführung* an Studierende der Sprach- und Kulturwissenschaften richtet, und ihnen ein „angeleitetes forschendes Lernen ermöglichen“ (S. XII) möchte, kann sie auch als eine Art Lehrbuch betrachtet werden.

Die Monografie besteht aus fünf Kapiteln, denen eine ausführliche einschlägige Bibliografie, ein Sach- sowie ein Personenregister beigelegt sind. Der Einstieg in das eigentliche Thema erfolgt durch ein einführendes Kapitel, in dem ein hinsichtlich der Konzeption des Buches außerordentlich wichtiger Ausgangsgedanke formuliert und erör-

tert wird: Jugendsprache wurde zum Thema öffentlicher Diskussion, bevor sie Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung war. Der Sprachgebrauch der Jugend als Forschungs- und Erkenntnisgegenstand ist bzw. war nämlich durch den gesellschaftlichen Bedingungsrahmen in den 70er Jahren begünstigt, zumal jugendliche Verhaltensweisen (vgl. die Jugendrevolten der sog. „Null-Bock-Generation“) in einem bestimmten historischen Moment zu einem gesellschaftlichen Problem wurden. Dabei wurde unter anderem der Sprachgebrauch der Jugendlichen in der Öffentlichkeit rege diskutiert und eindeutig negativ bewertet, indem den Jugendlichen fehlende Grammatik- und Rechtschreibkenntnisse, die Unfähigkeit zum Dialog mit Erwachsenen sowie der Gebrauch von Vulgarismen vorgeworfen wurden.

Neuland erörtert zunächst aus kulturalanalytischer Sichtweise, wie sich in den 80er und 90er Jahren dieses medial konstruierte Bild von der Jugendsprache verändert hat. Der Wandel war durch Faktoren, wie die Vermarktung der Jugendsprache in Form von populär- bzw. pseudowissenschaftlichen Lexika und Wortverzeichnissen, sowie die „Juvenilisierung“ der Gesellschaft (nach dem Grundprinzip „forever young“) (S.15) bedingt. Als Folge wird „Jugendlichkeit“ nicht nur zum herrschenden Lebensstil, sondern auch zum Prestigefaktor in unserer modernen Gesellschaft. Dies wiederum führt zu einer positiven Einstellung auch gegenüber jugendlicher Ausdrucksweise.

Besonders positiv zu bewerten ist, dass die Verfasserin diesen in den

Medien verbreiteten Topos von der Jugendsprache als Spracherfahrung anhand von zeitgenössischen Dokumenten wie Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln sowie verschriftlichter Ausschnitten aus TV-Sendungen überzeugend nachweist.

Zwar bildet dieser medial konstruierte „Mythos“ von der Jugendsprache den eigentlichen Ausgangspunkt für die linguistische Forschung, er ist aber mit ihrem Untersuchungsgegenstand bei Weitem „nicht deckungsgleich“ (S. 18).

In Kapitel II wird daher der Frage nachgegangen, wie sich das Thema Jugendsprache in den 80er Jahren in der linguistischen Forschung in Deutschland etabliert hat. Neuland skizziert die Forschungsgeschichte, indem sie die einzelnen Richtungen der linguistischen Jugendsprachforschung (Pragmatik, Lexikografie, Sprechstilanalysen usw.) und die mit ihnen verbundenen inhaltlichen Schwerpunktsetzungen (z.B. Jugendsprache als Gruppenphänomen, als historisches Phänomen, als Medien- oder als Sprachkontaktphänomen) durch treffende Zitate aus der einschlägigen Fachliteratur auch exemplarisch veranschaulicht. Dadurch können die diversen Bezüge der Jugendsprachforschung zu Sprachgeschichte und Sprachwandel, zu Sprachnorm und Sprachvariation, zu Gruppen- und Fachsprachen, zu Sprachunterricht usw. in ihrem gegenseitigen, komplexen Zusammenhang relativ gut nachvollzogen werden. Begleitet wird die Erörterung des aktuellen Forschungsstandes von einer außerordentlich wichtigen Einsicht der Verfasserin in Bezug auf das Gesamt-

ergebnis der Vielzahl von Einzelstudien zu wesentlichen Merkmalen und Funktionsweisen der Jugendsprache, nämlich der, dass die vielen Jugendlichen von sehr vielen unterschiedlichen Sprachverwendungsweisen Gebrauch machen. Gerade aus diesem Grund spricht Neuland konsequent von Jugendsprachen (im Plural) und gerade deshalb ist ihre Fragestellung besonders innovativ: „Welche *Typizität* lässt sich also in der Heterogenität von Jugendsprachen feststellen?“ (S. 51, Hervorhebung im Original).

In Kapitel III werden die hinsichtlich der Theoriebildung zentralen Konzepte der Jugendsprachforschung erfasst: Konzepte von Jugend (Was ist Jugend?), das Verhältnis von Jugendsprache und Standardsprache (Gebrauchspräferenz von bestimmten sprachlichen Mitteln der Standardsprache und ihre spezifische Umwandlung, stilistische Markierung) bzw. die Bedeutung von Jugendsprache für den Sprachwandel (De-, Re- und Standardisierung). Neuland fordert dabei eine soziolinguistische Sicht und stellt auch ihr eigenes „mehrdimensional-hierarchisches Klassifikationsmodell“ (S. 60) vor.

Kritisch zu bemerken ist, dass man in diesem Kapitel mit zahlreichen Termini und theoretischen Modellen konfrontiert wird, deren begriffliche Relationen (z.B. subkultureller Stil, soziolinguistischer Stil) nicht immer genügend erläutert werden. Für nicht eingeweihte Leserinnen und Leser könnte es u.U. schwierig sein, zwischen diesen theoretischen Konzepten und den früher behandelten Forschungs-

richtungen und inhaltlichen Schwerpunktsetzungen (vgl. Kap. II) zu differenzieren.

Das IV. Kapitel stellt Erscheinungsformen deutscher Jugendsprachen in Geschichte und Gegenwart dar. Die diachrone Betrachtung dieser Erscheinungsformen reicht von der historischen Studentensprache, der sog. „Burschensprache“ über Jugendsprachen nach 1945, wie „Halbstarken-Chinesisch“, „Teenager-Jargon“ und „APO-Sprache“ (Sprache der antiautoritären Studentenbewegung) bis hin zu den heutigen Szenensprachen. Diese Erscheinungsformen werden jeweils im Spiegel der einschlägigen Forschungsliteratur reichlich dokumentiert sowie mithilfe von Fotos, zeitgenössischen Medientexten und sogar literarischen Texten unterhaltend illustriert.

Die Ausführungen zu den Jugendsprachen innerhalb der deutschen Gegenwartssprache erfolgen im soziokulturell definierten Erklärungsrahmen der „Stilbildung der Erlebnisgesellschaft“ (S. 133). Die Vielfalt sprachkultureller Äußerungsformen jugendsprachlicher Erscheinungsformen erklärt sich nämlich durch unterschiedliche Lebensentwürfe und -stile bei den Jugendlichen (vgl. z.B. die teilweise sehr extremen jugendkulturellen Szenen mit ihren Musik-, Modestilen und Zeitschriften (Fanzines)). Da bei einer solchen Heterogenität die Erarbeitung genereller Merkmale kaum möglich ist, setzt Neuland sich zum Ziel, den Sprachgebrauch durchschnittlicher Jugendlicher im Schulalter (der sog. „Normalos“) auf ihre Typizität hin zu erfassen. In An-

lehnung an die Forschungsergebnisse eines groß angelegten DFG-Projekts erarbeitet die Verfasserin drei dominante jugendtypische Merkmale gegenwärtiger Formen jugendlichen Sprachgebrauchs. Diese sind:

a) Die innere Mehrsprachigkeit, die sich u.a. in Form von Stilmischungen (Bricolagen, Zitationen usw.) und Varietätenwechsel äußert.

b) Die Entlehnungen – in erster Linie – aus dem Englischen, aber auch aus dem Türkischen oder Russischen.

c) Die äußere Mehrsprachigkeit, die z.B. durch Codeswitching bei türkischen Schülern oder durch Kreuzungen mit Migrantensprachen (Kanak-Sprak) zum Ausdruck kommt.

Neuland betont dabei, dass bestimmte Spezifika auch für frühere Formen der Jugendsprachen charakteristisch waren, z.B. Entlehnungen (aus dem Griechischen und Lateinischen) in der „Burschensprache“, während andere mit dem kulturellen und technologischen Wandel zusammenhängen, wie z.B. der Niederschlag des Sprachgebrauchs der Neuen Medien in den Jugendsprachen. Es wird auch gebührend unterstrichen, dass Jugendliche nicht unbedingt neue Sprachgebrauchsformen schaffen, sondern nur in besonderer Weise von vorhandenen Gebrauch machen (Entlehnungen, Registerwechsel, Sprachspiele): in höherer Frequenz, mit rascherem Wechsel und mit viel größerem Spaß an Abwandlungen.

Ein eigenständiges Kapitel (Kap. V) wird den Jugendsprachen in Schule und Unterricht als dem wichtigsten institutionellen Kontext, in dem sich Jugendliche bewegen, gewidmet.

Als besonders positiv zu verzeichnen ist, dass die Verfasserin vielfältige Aspekte dieses Themas anspricht, so z.B. den Vergleich von Schülersprache und Unterrichtssprache, den Gebrauch von Schülersprache seitens der Lehrkräfte und unterschiedliche Sprachleistungen von Jugendlichen innerhalb und außerhalb der Schule. Als dritter zentraler Aspekt gilt die Erörterung von Jugendsprachen als Unterrichtsthema sowohl im muttersprachlichen wie auch im fremdsprachlichen Deutschunterricht. Neuland macht uns mit methodischen Vorschlägen und vorhandenen Erfahrungen in Bezug auf den Einsatz jugendsprachlicher Gebrauchswesen in Lehrwerken bekannt, sie bringt dabei sowohl positive als auch negative Beispiele an und analysiert diese.

An dieser Stelle darf der Hinweis auf die methodologischen Vorteile der Monografie nicht fehlen. Die weiterführenden Literaturhinweise können zur vertiefenden Lektüre für spezifische Fragestellungen genutzt werden und dadurch zur wissenschaftlichen Eigenarbeit und zu empirischen Erkundungen anregen.

Durch das Sach- und Personenregister wird die Orientierung im Buch selbst sowie in der einschlägigen germanistischen Forschung in hohem Maße erleichtert. Die *Einführung* führt somit eine ganze Menge von Daten und Fakten bezüglich der Erforschung der deutschen Jugendsprachen an, kann aber auch auf theoretischer Ebene Neues leisten. Einerseits durch den Hinweis darauf, dass die Fülle der vorliegenden Einzeluntersuchungen ein

Hindernis für die Theoriebildung sein kann, andererseits dadurch, dass sie vor dem Hintergrund eines wissenschaftlichen Perspektivenreichtums die Typizität in der Heterogenität der deutschen Jugendsprachen erfasst. Dies alles ist

in einem der Zielgruppe angemessenen Stil und mit einem besonders benutzerfreundlichen Layout verfasst und dargestellt.

Roberta V. Rada (Budapest)

Schallié, Charlotte: Heimdurchsuchungen. Deutschschweizer Literatur, Geschichtspolitik und Erinnerungskultur seit 1965. Zürich: Chronos Verlag, 2008. 307 S.

„Ein Schriftsteller ist jemand, der gegen die verstreichende Zeit schreibt, der mit dem Gedächtnis, mit Erinnerung, mit Lügen und Lücken in der Geschichtsschreibung arbeitet“ (Günter Grass). Die Worte des Schriftstellers am Anfang des einleitenden Kapitels von Charlotte Schalliés Buch über die Deutschschweizer Literatur und Geschichtspolitik nach 1965 illustrieren den Ausgangspunkt der Autorin hervorragend. Ihrer These nach macht die Deutschschweizer Nachkriegsliteratur gerade jene Erinnerungen und Geschichten sichtbar, die sowohl in der Schweizer Nachkriegsgeschichte als auch im kollektiven Gedächtnis in der Nachkriegszeit marginalisiert blieben oder sogar verschwiegen, vergessen wurden. Zu diesen Erinnerungsspuren gehören aktuelle Fakten über das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg oder über die profaschistischen Tendenzen in der Schweiz, die in literarischen Texten schon früh thematisiert wurden, aber erst in der Schweiz der 90er-Jahre, in einer ‚Vergangenheitsdebatte‘, in einem ‚Vergangenheits-

diskurs‘ mit Breitenwirkung öffentlich zum Vorschein kamen.

Obwohl die Autorin stets betont, dass sie der Schweiz kein Verbrechen anlasten und die vergangenheitskritische Literatur nicht einfach rehabilitieren will, berichtet sie u.a. darüber, dass das Schweizerische Selbstverständnis zur Zeit ‚der Geistigen Landesverteidigung‘, während des Zweiten Weltkrieges und sogar in der Nachkriegszeit ausschließlich auf Frieden, Freiheit und Neutralität, auf einer ‚Sonderfall‘-Ideologie beruhte. Die Legitimierung gegenwärtiger Zwecke, die Berufung auf die Kriegerverschonung verhinderte dabei die Auseinandersetzung mit der nationalen Schuld. Zu einer Wende kam es erst in den 90er Jahren, als die öffentlichen Geschichtsdebatten über die umstrittene Schweizer Neutralität und Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg einen entscheidenden Einfluss auf die Schweizer Geschichte, Literatur und Publizistik ausübten und auch massenmediale Verbreitung fanden. Im Jahre 1996 begann auch in den Schweizer

Tageszeitungen eine Debatte über die namenlosen Vermögen aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, das Militär und die Neutralität.

Im ersten, theoretischen Teil des Buchs gewährt Schallié, ausgehend von Jan und Aleida Assmanns gedächtnistheoretischen Ansätzen, einen vorzüglichen Einblick in die Herausbildung und Entwicklung des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses der Schweizer Gesellschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Formen und Wandlungen des Funktions- und Speichergedächtnisses in den Schweizer Vergangenheitsdebatten der 90er Jahre. Die Autorin behauptet, in jenen Debatten werden Daten, Geschichten und Fragen des Speichergedächtnisses ans Licht gebracht bzw. in das Funktionsgedächtnis transferiert. Das Problem der Debatten, sowohl der 60-er als auch der 90-er Jahre, bestand aber darin, dass das Funktionsgedächtnis der offiziellen Schweiz mit den Funktionsgedächtnissen einer Gruppe der Intellektuellen konfrontiert wurde.

Ausgehend von den Diskussionen der 90er Jahre und den erwähnten gedächtnistheoretischen Ansätzen werden im zweiten Teil des Buches die wichtigsten kritischen Texte der vergangenen Jahrzehnte interpretiert: unter anderem Walter Matthias Diggelmanns „Hinterlassenschaft“ (1965), Niklaus Meienbergs „Die Erschießung des Landesverrätters Ernst S.“ (1974), Armin Ochs „Die langen Tage und der kurze Morgen“ (1969), Otto F Walters „Zeit des Fasans“ (1988), Urs Faes' „Sommerwende“ (1989) oder auch Urs Widmers „Im Kongo“ (1996). Schallié

präsentiert die aktuellsten Forschungsergebnisse und auch die wichtigsten biographischen Daten der betreffenden Autoren, sie analysiert auch den Entstehungskontext der Texte. Die bekanntesten der behandelten Autoren sind vielleicht Walter Matthias Diggelmann und Niklaus Meienberg, die beide Geschichten aus dem Zweiten Weltkrieg erzählten, welche lange Zeit geheim gehalten und tabuisiert waren – auf ihre Texte soll hier stellvertretend näher eingegangen werden.

„Reportagen aus der Schweiz“ von Niklaus Meienberg berichtet von den Verhältnissen in der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges beziehungsweise nach dem Krieg. Man bekommt einen kurzen Einblick in das Leben des Kleinbürgertums einer kleinen schweizerischen Stadt und zwar in einer Montageform, in einem literarischen und auch dokumentarischen Text.

In der Geschichte „Die Erschießung des Landesverrätters Ernst S.“ wird über die Schweizer Militärjustiz während des Zweiten Weltkrieges berichtet. Man lernt einen jungen Mann kennen, der mit 23 Jahren erschossen wurde. Er wurde als einer von siebzehn Landesverrättern getötet. Meienbergs Text macht folglich die Inkonsequenz und die Brüche im Schweizerischen Selbstverständnis, im Diskurs des neutralen, kriegsverschonten Landes sichtbar (wie kann es aber vorkommen, dass ein Land, das am Krieg nicht teilnimmt, trotzdem verraten werden kann?).

Im Falle von Walter Matthias Diggelmann (aber auch bei Meienberg) betont Schallié den Zusammenhang von Leben und Schaffen des Autors, die

autobiografische Färbung seiner Texte. Er hat autobiografische Geschichten, Romane geschrieben, die zeitkritisch und problemorientiert waren, trotzdem war er in der Schweiz lange Zeit als Publizist bekannt, der sich mit aktuellen, problematischen Fragen beschäftigt, sie analysiert und sich dazu kritisch äußert. In vielen Büchern von Diggelmann („Freispruch für Isidor Ruge“, „Filippinis Garten“, „Die Hinterlassenschaft“) kommt ein bestimmtes Thema immer wieder vor, es wird ausführlich dargestellt und stark kritisiert. Das Thema ist die Manipulierbarkeit der öffentlichen Meinung, die Arbeit der Presse während und nach dem Krieg, die scheinbar unabhängig ist.

In seinem Roman „Die Hinterlassenschaft“ ist David Boller-Fenigstein, ein zwanzigjähriger Junge, die Hauptfigur. Nach dem Tod seines Vaters lernt er die Wahrheit kennen: Der Mann, den er bisher als seinen Vater kannte, ist nicht sein Vater, sondern sein Großvater. Aus der Hinterlassenschaft seines Großvaters erfährt er das Schicksal seiner Eltern: die Schweizerin Marianne Boller und der deutsche Jude Reuven Fenigstein wurden in einem Konzentrationslager getötet, weil sie von der Schweiz abgewiesen wurden. Nach der Konfrontation mit der Wahrheit macht sich der Junge auf den Weg, um auf seine Fragen Antworten zu bekommen. Der Roman verwendet auch dokumentarische Textstellen (so den 1957 erschienenen Ludwig-Bericht) und gab, so Schallié, der Flüchtlings- und Antisemitismusdebatte in der Schweiz neue Impulse (den Antisemitismus im Zweiten Weltkrieg verbindet

Diggelmann unverkennbar mit dem Antikommunismus seiner Zeit).

Die Rezeption der Werke von Diggelmann lässt sich mit der Rezeption von Meienberg vergleichen: auf der einen Seite identifiziert man sich mit diesen Geschichten, auf der anderen Seite lehnt man sie aber ab. Niemand kann oder darf neutral bleiben. Genau das ist das Ziel dieser Autoren: Interesse wecken; und auch wenn man diese Ereignisse nicht wahrhaben will und strikt ablehnt, erreicht der Autor doch sein Ziel, da man über dieses Thema spricht, man sich dazu äußert, was vorher, vor diesen Werken, gar nicht vorstellbar war. Ferner stellt die Autorin fest, dass man diesen Texten in Bezug auf das Gedächtnis und die Erinnerung zwei Funktionen zuordnen kann: Auf der einen Seite sind sie persönliche, subjektive Ereignisse, auf der anderen Seite sind sie Vertreter des kulturellen Gedächtnisses. Zur gleichen Zeit befinden sie sich aber im Spannungsfeld von Erinnern und Vergessen. Dies hatte eine unmittelbare Folge: Die literarischen Werke waren vor der Öffentlichkeit nur dann erfolgreich, wenn man eine Verbindung zwischen ihnen und den aktuellen Tagesangelegenheiten herstellen konnte, wenn sie eine Tagesaktualität als Folge eines vergangenen Ereignisses interpretierten. Außerdem gibt Schallié zwei weitere Gründe an, warum die Texte oft nicht von allzu großer Bedeutung in Bezug auf die kollektive Erinnerung waren: Sie erschienen zu vereinzelt und wurden von den anerkannten Fach- und Schulhistorikern, den konservativen Nationalgeschichtsschreibern der Zeit

in den meisten Fällen streng kritisiert. Eine Zusammenarbeit zwischen Historikern und Schriftstellern war zu dieser Zeit noch kaum vorstellbar.

Aus diesem Grund schildert Schallié ausführlich die Situation der Schweizer Historiker, die sich mit der Zeit des Zweiten Weltkrieges beschäftigten. Das Problem jener Wissenschaftler bestand darin, dass die Akten im Schweizerischen Bundesarchiv für die Jahre 1939-1945 bis 1973/74 gesperrt waren.

Die auf solche Art und Weise eingeschränkte Schweizer Geschichtsschreibung und Geschichtspolitik beeinflussen nicht nur das vorherrschende Geschichtsbild sondern den Erinnerungskanon in der Nachkriegszeit. Die Veröffentlichungen wurden zwar wahrgenommen, aber ihre Erkenntnisse gelangten bald wieder ins Speichergedächtnis, weil sie dem Geschichtskonsens nicht entsprachen. Es muss festgestellt werden, dass Faktenmaterialien bzw. deren heutige Rekonstruktion den Umgang mit der Schweizer Geschichte bzw. mit der Literatur beeinflussen, und die kanonisierten literarischen Werke ständig die jeweilige

politische Situation bestätigt haben. Heute herrscht schon in der Geschichtswissenschaft und in den Lehrbüchern Konsens darüber, wie umstritten die Schweizer Flüchtlingspolitik und die Neutralität zur Zeit des Zweiten Weltkrieges waren.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Geschichte eines Landes nie eine einzige Wahrheit bedeutet, was sich durch ein Zitat von Jean-François Bergier illustrieren lässt: „Die Geschichte ist nie zu Ende geschrieben: Neue Quellen kommen ans Licht, und jede Generation stellt der Vergangenheit neue Fragen“ (S. 271). Im Buch werden auch zeitgenössische Dokumente, Literatur und die eigenen Korrespondenzen der Autorin mit den betroffenen Schriftstellern, mit Geschichts- und Literaturwissenschaftlern, wie z.B. mit Georg Kreis, Urs Faes, Roman Bucheli, Urs Widmer, oder Klara Obermüller bearbeitet. Somit enthält der Band auch Anregungen zur weiteren Forschung und verspricht eine anregende Lektüre.

Vera Gyallai (Debrecen)

Tüskés, Gábor; Knapp, Éva: Germania Hungaria litterata. Deutsch-ungarische Literaturverbindungen in der frühen Neuzeit. Weidler Buchverlag, Berlin 2008 (= Studium Litterarum. Studien und Texte zur deutschen Literaturgeschichte. Bd. 15) 369 Seiten. 40 Abb.

Der Aufsatzband des Autoren- (und Ehe-)paars Gábor Tüskés und Éva Knapp signalisiert ein neues Kapitel in der Erforschung der ungarisch-deutsch – und nicht zuletzt – österreichischen – Literaturbeziehungen in der Frühen Neuzeit. Der Themenkomplex Renaissance, 16. Jahrhundert, Reformation, Frühe Neuzeit, Frühbarock im deutsch-ungarischen Kontext trat im letzten Jahrzehnt – nach einer Talsohle um die Wende herum – wieder in voller Stärke im literaturwissenschaftlichen Betrieb Ungarns auf und hielt allmählich auch in die Germanistik der Bundesrepublik Einzug: Es wurden gemeinsame Tagungen ungarischer und deutscher Germanisten organisiert, aus denen gut dokumentierte Aufsatzbände hervor-

gingen.¹ Bei einem guten Teil dieser Tagungen hat sich Gábor Tüskés als Wissenschaftsorganisator hervorgetan und half dabei, dass sich Themen wie *Simplicissimus*, Zrínyi und die Erzählkultur der Frühen Neuzeit zu Modethemen in Ungarn entwickeln konnten.² Ganz offensichtlich geht es um eine methodische und koordinierte Bearbeitung der literarischen Wechselbeziehungen zwischen deutschem und ungarischem Sprachraum vom 16. bis ins 18. Jahrhundert hinein. Die Kritik hat diese Tagungen und die daraus resultierenden Bände einhellig positiv aufgenommen.

Diese bilden aber nur eine Richtung der Forschung. Das Autorenpaar Tüskés/Knapp widmet sich auch im Allein-

¹ Z.B. das Symposium „Hungarica in Bayern“. Die Beiträge wurden veröffentlicht in: *Ungarn-Jahrbuch*. Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie. München, Bd. 28 (2005-2007); „Deutschland und Ungarn in ihren Bildungs- und Wissenschaftsbeziehungen während der Renaissance.“ Hg. Wilhelm Kühlmann und Anton Schindling unter Mitarbeit von Wolfram Hauer. Stuttgart: Franz-Steiner-Verlag 2004. (= *Contubernium* – Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 62); Im April 2008 wurde eine Tagung zur „Kultur und Literatur im Donau-Karpatenraum in der Frühen Neuzeit“ in Szeged abgehalten.

² Breuer, Dieter u. Gábor Tüskés (Hg.): *Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. Der Ungarische oder Dacianische Simplicissimus im Kontext barocker Reiseerzählungen und Simplizaden*. Bern u.a.: Peter Lang 2005. (= Beihefte zu *Simpliciana*, Heft 1) Die Beiträge der Tagungen „*Militia et litterae: Ungarnbilder und historisches Selbstverständnis in der europäischen Geschichte, Literatur und bildenden Kunst am Beispiel der beiden Nikolaus Zrínyi*“ (Budapest 2007), bzw. „*Fortunatus, Melusine, Genofeva. Internationale Erzählstoffe in der deutschen und ungarischen Literatur der Frühen Neuzeit*“ (Eger, Ungarn 2008) werden demnächst veröffentlicht.

(bzw. Doppel)gang dieser geistesgeschichtlichen Epoche. Vor einigen Jahren publizierten sie fundierte Aufsätze über die Embleme des ungarischen Barocks, über die volksreligiöse Dichtung der Zeit und über die kulturellen Wechselbeziehungen.³ Jetzt legen sie zu diesen international angelegten Forschungen einen neuen eigenen Buchbeitrag vor, der in der gut bekannten, von Hans-Gert Roloff und Knut Kiesant herausgegebenen Reihe *Studium Litterarum* des Weidler Buchverlags erschienen ist. Das Buch – in einer zu bescheidenen Aufmachung – teilt viel Wesentliches über diese Epoche mit und wird der Forschung sicherlich Impulse geben.

Die Autoren dehnen in diesem Band die Epochengrenzen der Frühen Neuzeit gegenüber dem *sensus communis* der Germanistik unserer Zeit etwas aus, die obere Grenze wird weiter nach vorne verschoben und auch Themen des Barocks werden zur Frühen Neuzeit gezählt. Die dynamisch aufgefasste Epochengrenze wird immer mit dem Charakteristikum der Literaturbeziehungen begründet: Manche Themen der oberdeutschen Literatur sind jahrhundertlang in Ungarn rezipiert und weitergedacht worden. Diese Rezeptionsstränge, wie etwa die Verfilmung (und Neudeutung) der simplizianischen Texte, boten dem Autorenpaar Anlass für Abstecher sogar ins 20. Jahrhundert.

Die Kapitel des Bandes treten aus den gewohnten imagologischen und vergleichenden Darstellungen deutsch-ungarischer Beziehungen heraus. Die Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte, aber auch die modische Imagologie wird hier durch solche Verfahren und durch solche Themen ersetzt und weiterentwickelt, die der klassischen Kontaktforschung treu bleibend den modernen Ansätzen der Intermedialität, der Interkulturalität und der Hybridität Rechnung tragen.

Der Sammelband vereinigt vier bedeutende Themenblöcke der deutsch-ungarischen Beziehungen: die von der lateinischen Dichtung getragene Literaturtheorie, die geistliche Literatur und die pädagogischen Aspekte der Emblemik. Die virulenten Jesuitendramen und der simplizianische Schelmenroman bilden die vier Eckpfeiler des Bandes, wobei eine chronologische Anordnung der Themen zu sehen ist. Wichtiger als der zeitliche Ablauf der Beziehungen gestaltet sich für die Autoren die Eigendynamik der Literatur zwischen historischer Bedingtheit, ideologisch-religiöser Gängelung in diversen Epochen der Rekatholisierung sowie der Einfluss der Kultur- und Literaturtheorie auf die Autoren dieser Zeit. Gerade deshalb gehören zu den besten Kapiteln die Abschnitte über Jakob Balde und Jacob Masen, deren Wirkung auf Südosteuropa hier erst-

³ Tüskés/Knapp: *Emblematics in Hungary*. Tübingen: Niemeyer 2003; Tüskés/Knapp *Volksfrömmigkeit in Ungarn*. Dettelbach 1996. Tüskés: Johannes Nádasi: *europäische Verbindungen der geistlichen Erzählliteratur Ungarns im 17. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer, 2001.

mals adäquat und in aller Tiefe untersucht wurde. Die Auswertung der Quellenforschung, die Diskussion mit anderen Forschern und die kritische Beleuchtung der Fachliteratur machen diese Unterkapitel zu einer spannenden Lektüre. Details werden nicht ausgelassen, und die großen Zusammenhänge werden akribisch nachgezeichnet. Damit leistet dieser Band die Einbindung der ungarischen Germanistik in die internationale Forschung und präsentiert die Ergebnisse der – leider zu oft nur ungarischsprachigen – Hungarologie.

Tüskés und Knapp stellen keine revolutionären Theorien auf, sie trachteten vielmehr danach, die wichtigsten Momente einer Geschichte der deutsch-ungarischen Beziehungen philologisch-textuell zu erarbeiten, worin der Rezensent den wichtigsten Ertrag des Bandes sieht. Demnach würde der neulateinischen Dichtung auch in den deutsch-ungarischen Beziehungen eine größere Aufmerksamkeit gebühren, denn sie transportierte – am Beispiel von Jakob Balde demonstriert – geographische und historische Kenntnisse vom Deutschland und Ungarn. Jakob Balde war mit der ungarischen Geschichte und den Türkenkriegen wohl vertraut, er verwendete als Topos den Namen von Johannes Hunyadi und gerade deshalb erreichte er eine große Popularität in Ungarn. Seine im Froschmäusekrieg erarbeitete Schreibstrategie wurde auch von Csokonay, einem Autor der ungarischen Empfindsamkeit, übernommen. Durch das Beispiel von Jacob Masen weist das Autorenpaar wieder auf die Bedeutung

der neulateinischen Dichtung hin: Die Ideen Masens beeinflussten die ungarische Emblemik, die – nach einer Phase der heimischen Transformation in Ungarn – auf die deutsche Kultur zurückwirkte. Damit entstand gegenüber dem bekannten, von Westen nach Osten gerichteten Weg der Rezeption, eine besondere Ausnahme. Die oberdeutsche Literatur, vor allem durch das jesuitische Bildungsideal von der „geistreichen Unterhaltung“ transportiert, belebte das Drama in Ungarn. Die Stücke wurden dann in Deutschland gespielt. Interessant ist weiter die These der Autoren über die Kriegsauffassung der parallel wirkenden Barockschriftsteller Zrínyi und Grimmelshausen: Die ähnlichen Betrachtungen können keinesfalls als Akzidens, sondern müssen als eine europäische Vernetzung betrachtet werden.

Die ungarische Geschichte, vor allem aber die Türkenkriege als theologisches Problem, bildeten den Stoff vieler deutsch- und lateinischsprachiger Jesuitenstücke, die damals einen ganz besonderen Stellenwert in der Literatur der Region errangen. Den Detailuntersuchungen des Autorenpaars zufolge kann man jetzt die Wege der Motive, die Grundlagen des Literaturverständnisses im 17. und 18. Jahrhundert und die Zentrum-Peripherie-Problematik jener Zeit in einem neuen Lichte betrachten.

Der Band verdeutlicht die Frühe Neuzeit als eine Epoche, aber auch als eine Richtung der Modernisierung der Literatur und Kultur auf antiken Grundlagen, die in Ungarn mit ihren letzten

Erscheinungen bis zu Beginn des 19. Jahrhundert präsent war. Nachdem die Wirkung von Jacob Masen nach 150, von Jakob Balde nach 200 Jahren erlosch, begann eine andere Modernisierung der ungarischen Literatur. Der vorliegende Band ist ein gutes Beispiel dafür, wie philologische Bücher zu

gestalten sind: Argumentation, Sachkenntnisse, Beschreibung der Zusammenhänge, aber auch das Layout, die Abbildungen und das Register entsprechen den höchsten Erwartungen der Philologie. Er wird Forschern und Studenten daher dringend empfohlen.

András F. Balogh (Budapest)